3.

Karl Neumaerker, Der Mensch

Wie er sich selber findet

6.7.07.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BR 45 .N48 v.3
Neue Pfade zum alten
Gott

v.3

Neue Pfade zum alten Gott

Herausgegeben von

Pfarrer **F. Gerstung** in **Ossmannstedt.**

Neue Pfade zum alten Gott.

Bei Vorausbestellung sämmtlicher neun Bändchen gebunden
Preis je Mk. 1.60. Einzeln Mk. 2.—.

	Verfasser:
1. Gott	
Warum wir bei ihm bleiben müssen . . .	**Karl König.**
2. Die Welt	
An sich — für mich	**Ferdinand Gerstung.**
3. Der Mensch	
Wie er sich selber findet	**Carl Neumaerker.**
4. Jesus	
Wer er geschichtlich war	**Arno Neumann.**
5. Jesus	
Was er uns heute ist	**Alfred König.**
6. Geist und ewiges Leben	
Warum wir an die beiden glauben . . .	**Dietrich Graue.**
7. Du sollst	
Warum dies Wort bestehen bleibt . . .	**Leonhard Ragaz.**
8. Beten und moderner Mensch sein	
Wie sich das Beides zusammenreimt . .	**Günther Wohlfarth.**
9. Persönliches Christentum	
Das Eine, was uns not thut	**Otto Hering.**

3.

Der Mensch

wie er sich selber findet

„Immer mehr zu werden, was ich bin,
das ist mein einziger Wille.“ —
Schleiermacher (Monologen).

Von

Carl Neumaerker

Freiburg i. B. und Leipzig
Verlag von Paul Waetzel

Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart.

Meinem lieben Vater

Herrn Rektor Karl Neumaerker

in kindlich dankbarer Verehrung.

I.

Fragen und Antworten.

„Γνῶθι σεαυτόν.“ (Erkenne dich selbst!)
Tempelinschrift von Delphi.

Es war eine schöne Zeit, als wir noch die Bänke des Gymnasiums drückten und als das geheimnisvolle Halbdunkel der griechischen Sagenwelt zuerst an der jungen, lernlustigen Knabenseele vorüberzog. Da war auch — mit geheimem Grauen hörten wir davon — vor der uralten Kadmosstadt die grausam-kluge Sphinx mit ihrem Raubtier-Menschenleibe und ihrer Rätselfrage auf den Lippen: „Nennt mir das Tier, das am Morgen auf vieren, am Mittage auf zweien, am Abend auf drei Füßen geht!“ — Jungblühender Menschenleben grausigen Tribut forderte die Blutdürstige unablässig von den Bürgern der Stadt, solange des Rätsels Lösung versagte. Da war aber auch Oedipus, unerkannt und unbekannt heimkehrend als Fremdling zum Vater-

hause, von des grimmen Scheusals schicksalsvoller Qual das Vaterland lösend durch des Rätsels Lösung: „Der Mensch, der als Kindlein kriecht, als Mann aufrecht geht, als Greis des stützenden Stabes bedarf.“ Und in den Abgrund stürzte sich die Sphinx — auf Nimmerwiedersehn, und wie ein Seufzer innerlicher Erleichterung stieg's aus dem phantastisch erregten Knabenherzen auf: „Gott sei Dank, Sphinxe giebt's heut nicht mehr in der Welt, so wenig wie Drachen und Riesen!“ — —

Wie fürwitzig aber und voreilig hatte der Knabe doch geurteilt! Das wurden wir bald inne im wachsenden Werden des Geistes. Der alten Sphinx ist noch kein Leichenstein zu setzen mit der Inschrift: „defuncta“. Sie ist nicht tot. Die uralte, ränkesüchtige Rätselstellerin und Schlingenlegerin, tief drunten haust sie auch heute noch im Abgrunde des Menschenherzens, des forschenden und fragenden, suchenden und sehnenden. Und Frage auf Frage drängt sie uns auf, Rätsel auf Rätsel legt sie rastlos vor, Problem auf Problem zieht sie unerbittlich ans Licht und fordert gebieterisch Antwort und Lösung und reißt Opfer auf Opfer in ihre grausamen Tatzen, und in grellen Dissonanzen dringt ans unruhige Herz ihr hartes Schicksalsdrohen: „Der Welträtsel Lösung gebt, sonst sollt ihr nicht Ruhe finden noch Frieden!“ — Und unruhig-friedlos bleibt unser

Herz, bis es Ruhe findet in — — der Rätsel Lösung. —

Der Welträtsel Lösung? Das Rätsel legt immer aufs neue sie vor, dessen Entwirrung für all der anderen Welträtsel klare Analyse Vor- und Grundbedingung ist. Die Oedipusantwort selbst nämlich macht den Staubgeborenen die unablässig Fragende zum Problem. Was ist der Mensch? Wer bist du selber? Wo kamst du her? Was sollst du hier? Wo gehst du hin? Sieh doch, du erkennst ja so vieles in der Welt, von den Cedern Libanons bis zum Ysop, der an der Wand wächst, von den paläontologischen Formen längst vergangenen Lebens, das im Gestein der Urzeiten der Erde begraben liegt, bis zum letzten erkennbaren Geheimnis des Lebens in der Zelle, die das Leben trägt, aber wie erkennst du dich selbst? Du suchst zu so vielerlei zu kommen, an den Nordpol und auf den Mars, in die Tiefen der Erde, wo die Golderze schlummern und die Energiesummen deiner Maschinen in den Kohlenflözen gebettet ruhen, und über die Höhen der Sterne da droben, wo in den Bergen deiner Hilfe die ewigen Gottesgedanken deines Heils geborgen sind und die Energieen erbarmender Vatergnade offenbar werden, aber wie kommst du zu dir selbst? Du fandest und erfandest so viel, die blitzgeborene Feuerkraft, die dir die Speisen bereitet und das

Eisen bearbeitet, und die blitzbereitende Elektrizität, die deiner Hände Arbeit ersetzt und überbietet und deine Nächte tageshell erleuchtet, das Mikroskop, das dir die Welt des Protistenreiches erschloß, und das Teleskop, das schier an die Grenzen des Kosmos dich blicken läßt, und die X-Strahlen, die deinem Auge Undurchsichtiges hinwegzaubern aus dem Kreise der sichtbaren Welt, — wie findest du aber deines eigenen Wesens Kern und Stern? Wer bist du, Mensch? Was sollst, was willst du sein? Sag mir's und sag mir auch: Was ist aus dir geworden? Was soll nun aus dir werden? — — —

So fragt unerbittlich die grimme Sphinx im Labyrinth der Menschenbrust, und wer da denkt, denkt zumal als moderner Mensch, dem wird wohl vorerst wirr und bang über dem Wirrwarr der krausen Fragen.

Was wollen wir Antwort geben der Fragerin? Hörst du sie nicht hohnlachen, grell und bitter, tief drunten im Abgrunde deiner Seele, wenn du Oedipusmensch sie ironisieren wolltest und dächtest etwa, im circulus vitiosus ihr als Antwort ihre eigne Rätselfrage zurückzugeben: „Ich bin ein Tier; ein Tier, das am Morgen auf vieren, am Mittage auf zweien, am Abende auf dreien dahinschleicht durch den Staub der Erde"? Ach, Ironie verträgt die Ironische da drinnen nicht und auch keine Ober-

flachheit! Sieh, wie sie die Krallen der Klauen spielen läßt zum vernichtenden Schlage! — —

Ich sehe die Rätselfragende gebettet in den glühenden Staubsand bei der Oase Fayûm, übergossen von den Feuerstrahlen des ägyptischen Sonnenballs, umflutet vom erstickenden Wirbelsturme des Samum. Nahe bei ihr die Pyramiden, die Zeichen menschlichen Fleißes und irdischer Macht; Hieroglyphenschrift redet von der Geschichte längst vergangener Herrlichkeit. Dazu die Ruinen des Labyrinthes, des in seiner einstigen Bestimmung so rätselvollen. Nicht weit das Mumienfeld von Memphis. — Was ist irdischer Fleiß, menschliche Pracht und Macht? Leichensteine vergangener Zeiten rings umher: liegt hier, dicht neben der Sphinx, des Rätsels Lösung? Die Herrlichkeit auf Erden muß Staub und Asche werden? Auch du, was wirst du sein nach kurzer Frist? Und dann? Selbst das geheimnisvolle Labyrinth der Welträtsel einst Schutt und Staub? Auch ich, die Sphinx, dann nicht mehr? Werde ich je aufhören zu fragen? Kommt ihr denn je los von mir? Narren, die ihr nicht mehr nach Antwort sucht, halte ich euch alle nicht dennoch in meinen Löwenpranken fest und peinige euch, daß euch die Seele stirbt? —

Die Sphinx hat gefragt. Todesschweigen ringsum. Niemand, der Antwort giebt? — — — —

Da sieh, wie's herbei sich wälzt und wallt von Nord und Süd, vom Aufgang und vom Niedergang, eine buntscheckige Menge aus aller Herren Ländern, aus neuer und alter Zeit! Streitend und johlend schreien sie durcheinander in ohrenzerreißendem, nervenertötendem Lärme. Vor den anderen hält sich ein jeder die Ohren zu, und kreischend posaunt es ein jeglicher Mund hinaus in die Welt, des Rätsels Lösung sei gefunden. Und die Herdenmenschen, die zu Tausenden den Führern folgen, zum Selbstforschen zu ungeschickt, oder zum Selberdenken zu träge, klatschen Beifall, blindlings phrenetischen Beifall, dem oder jenem Manne ihres Geschmackes, und schreien ihr wüstes Hurra oder Bravo dazu, höhnen und spotten der andern, die anderen Herzögen ihrer Meinungen oder ihres Wahnes Gefolgschaft leisten — wahrlich, eine fidele Kirmeß! Schlußtableau: Handfeste Faustschläge vielleicht! —

Kommt, wir wollen ein wenig hören, was sie Antwort geben der Fragerin im kunterbunten Strome der Wechselworte. Dort auf hohem Kothurn in der Maske des griechischen Tragöden deklamiert der eine den Sophokleischen Chorus: „Vieles Gewaltige lebt*) und nichts ist gewaltiger als der

*) Antigone Vers 332 ff.

Mensch, der selbst über die graue Meerflut in stürmenden Südes Wehen dahinzieht durch schwellende Wogen den laut umtosten Pfad u. s. w. — und lebhaft pflichtet ihm die gesamte Technik der Neuzeit bei: „Erforschung der Natur, Beherrschung, Dienstbarmachung ihrer Kräfte ist des Menschen Ziel und Zweck, die Edison und Röntgen, die Siemens und Halske sind die wahren Menschen." Aber der Antike wie die Modernen fügen heiserstimmig, weltschmerzvoll hinzu: „Nur *) vor dem Tod wird er finden kein Entfliehn." — — „Geh vorüber an der Welt, sie ist nichts," so ruft der Jünger Buddhas dazwischen, „Nirwana, das reine Nichts, ist allein des Menschen Ziel und Heil." Und ein Moderner dazu: „Verneinung des Willens zum Leben, damit erreichst du deine Bestimmung, o Mensch." — „Nein," spricht dagegen der Philosoph und Ethiker von heute, „Denken und Geist, Gewissen und sittliche That gestaltet uns zu dem, was unserer Idee entspricht, — Kategorien und kategorische Imperative!" — „Hab' ich euch auch schon längst gesagt," meint drauf der stülpnasige Hochgestirnte dort ('s ist doch wohl Sokrates) „als ich euch redete vom Dämonion in der Menschenbrust." — „Was Geist und Denken! — im sacrificio dell' intelletto, im blinden Unterwer-

*) a. a. O. Vers 361.

fungsgehorsam eurer „Vernunft" unter meine unfehlbaren Dogmengesetze erreicht ihr allein eure Bestimmung, euer Seelenheil und entflieht der Hölle," — so sucht man in Rom die Sphinx mit ihren Ansprüchen zu expropriieren und zu pensionieren, aber dagegen schmettern die Aufgeklärten unserer Zeit: „Vernunft, die Krone des Menschengeistes, der Funken Gottheit in seinem Innern, da liegt seines Wesens Kern!" — „Was hilft Vernunft, was hilft sittliche That?" zetert es aus dem Munde einiger, die sich ganz besonders dünken lassen, gar sehr fromm zu sein, „ein armes, elendes Sündengeschöpf ist der Mensch, in Sünden empfangen und geboren, erbsündig, thatsündig, wortsündig, gedankensündig, begehungs-, unterlassungs-, gleichgültigkeitssündig, verderbt und böse von Jugend auf in all seines Herzens Dichten und Trachten, des Teufels Raub, der Hölle Beute." Und der göttliche Plato lächelt dazu: „Ich sagte es euch auch schon, nur mit viel freundlicherem Worte, der Mensch sei nur ein unvollkommen Abbild seiner in der intellegibelen Welt lebenden wahren Idee." — „Aber was faselt ihr da von Geist und Leben," schreit noch ein anderer, „von Sittlichkeit und Sünde! — Materie und Mechanismus ist der Mensch, so gut wie alles nur Materie und Mechanismus ist im ganzen Kosmos, geist- und seelenlose Maschine von Kraft und Stoff,

Atomenaufbau zu Billionen von Zellen nach dem Zufallsgesetz der Anpassung und Vererbung, aus Morast des Urschleims entsprossen, im Moraste des Daseins eine Weile watend, im Moraste der Verwesung schließlich verwesend: homo sapiens = circulus morasticus! Am Ende ist der Mensch nur das, was er ißt!" — Beifallklatschend Demokritos aus Abdera dazu: „Das sind ja nur notwendige Konsequenzen dessen, was ich schon immer, schon fast 2400 Jahre vor eurem Büchner und Moleschott, vor eurem Darwin und Häckel gelehrt hab'." Und mit ihnen eine blasiert-schlapphutig-langlockige Künstlerschar: „Optime! Also den Morast laßt uns malen und dichten und dramatisieren — das, was der Mensch ist; ja nicht, was er sein könnte!" — „Der Einzige bin ich, und Welt und Menschheit sind mein Eigentum; dort kann ich schalten und walten nach eigner Herzenslust und Willkür; der brutale Egoismus absoluter Rücksichtslosigkeit ist einzig rein vollendet Menschentum," so orakelt ein anderer unter den Neueren, und wonnetrunken fällt ihm der Sophist Protagoras um den Hals: „Herzbruder Subjektivist, du Geist von meinem Geiste, endlich bringst du mich wieder zu Ehren und meinen Lehrsatz, der Mensch sei das Maß aller Dinge!" — Und wieder einer (um ihn gar viele äußerlich aristokratischer Manieren, innerlich weltwüchsig wüste Ge-

sellen): „Wahre Menschen sind rar geworden heutzutage.“ — Hört, wie der alte Weise aus seiner Tonne dazwischen ruft: „Ja, schon von jeher mit der Laterne zu suchen!“ — Doch jener — wie im Wahne redend — fährt fort: „Die Herrenmenschen, die Uebermenschen, das Titanengeschlecht der Grausamkeit und Brutalität, sie sind fast alle ausgestorben; was sich Mensch nennt heute, das ist traurige, kümmerliche Entartung, Décadence von alter Herrlichkeitshöhe. Der Durchschnittsmassenmensch von heute, dieses Herdentier, wie seufzt es unter den Ketten einer Sklavenmoral! Odi profanum vulgus! Ich hasse das gemeine, heimtückische, niederträchtige Sklavenseelentum der Massen. Das ist eine andere Rasse, denn die Rasse meines Herrenmenschen. Und leider hat die Sklavenrasse die Herrenrasse hinterlistig unterdrückt mit der Vorspiegelung der falschen Thatsache ihrer sinnlosen Moral. Laßt uns doch zurückkehren ‚jenseit von Gut und Böse‘ zum schönen Raubtiertum der Uebermenschenherrenmoral, wieder die blonde Bestie selbstherrlicher Landsknechtsart und alexandrinisch-tamerlanisch-napoleonischen Gewaltmenschentums darstellen, — eine Geistesaristokratie selbsteigenwilligen Thatmenschentums der Nilpferdpeitschenvirtuosität im ‚Willen zur Macht‘ — das wäre der wahre Mensch, die echte Menschheit!“ — Und auch

diesen Sprecher hohnlacht der Neueste der Neuen *) nieder als Vergangenheitsmenschen des Huronen- und Abencerragentums, als schmarotzend schwärmerischen Nachempfinder, der dilettantisch vom Geiste anderer zehre, und seine neueste Rätsellösung lautet: „Welt = All = Einheits = Ich = Gott — das ist der Mensch." —

Wer soll und mag sich zurechtfinden in dem Stimmengewirr, das wie Meeresgebrause durcheinander wogt? Welchem Führer sollen wir kleineren Geister folgen? Wer löst uns das Rätsel der Sphinx?

Betäubt stehen die Massenmenschen, die Durchschnitts- und Unterdurchschnittsköpfe im lauten Lärme der Ansichten und Meinungen. „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot," das ist ihre Menschentumslosung, die der bei weitem meisten, Reicher und Armer. Verdienst und Genuß, panem et circenses! Wühlen im Staub, sich plagen im Staub, genießen im Staub, ewig wieder werden zu Staub — das, weiter gar nichts, ist so vielen heute der Mensch, solchen in Palästen und Villen und solchen mit hohen Ballonmützen auf dem Haupte und schreiend roten Krawatten um den Hals. Die Bestialität dieses Menschheitsbegriffes will sich gar

*) Julius Hart, Der neue Gott. Florenz und Leipzig (Diedrichs) 1899.

herrlich offenbaren! — Und das Herz dieser Menschenkinder, unruhig und friedlos wie so viele, viele Herzen, dürstet und schreit doch nach — etwas Besserem und Friedevollerem! —

Und regungslos erhabenen Hauptes in all dem Lärme und Toben liegt unsere Sphinx im glühenden Sande und erhebt aufs neue ihre alte Rätselfrage und wirft sie als einen vielverschlungenen gordischen Knoten unter die Menge, den sie entknüpfen, als harte Problemnuß, die sie erknacken sollen. Hei, wie sie dran knüpfeln und knacken! Beißen sich schier daran die Zähne aus, und wo sie nur ein Stücklein des Fadens erfaßt, ziehen und zerren sie daran und jubeln dabei: heidi und heida! im Wahne, sie hätten den Knoten entwirrt! — Nußknacker ihr! Theoretiker, die ihr immer nur von der grauen Seite die Sache auffaßt und jeder nur eine Einseitigkeit bis zu ihren äußersten und einseitigsten Konsequenzen verfolgt, warum faßt ihr sie nur nicht an von der frischgrünen Seite der Praxis und des Lebens im Blick aufs große Ganze? Ihr zerrt ein jeder an einem einzelnen Fädlein des Knotens herum, — kennt ihr nicht Alexanders Schwert? seine genial-praktische Anatomie des Rätselgewirrs? Da liegt's ja vor Augen, wie ein Faden mit all den andern verwickelt und verschlungen ist, wie alles sich

zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt! — —

Schweigend wartet die Sphinx der Antwort. Sie läßt noch Bedenkzeit. —

Aber sagt einmal, habt ihr denn im lauten Widerstreit der Worte und Meinungen ganz die Stimme des Einen überhört? Himmlische Klarheit strahlte von seinem Angesichte, Himmelsart leuchtete aus seinem großen Liebesherzen. Was rief er doch hinein in das Stimmengewirr der lauten, erregten Menge, rief's hinein holdseligen Mundes?

„Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel!" — —

Doch ich weiß schon, den gerade wollt ihr ja wohl nicht hören, ihm mögt ihr keine Autorität mehr einräumen in unserem weitfortgeschrittenen, hochaufgeklärten Jahrhundert. Ihr meint: „Ein Narr wartet auf Antwort!" Nein, Freunde, auch von einem Heinrich Heine läßt sich die Sphinx nicht also meuchlings totschlagen. Erkenne dich selbst, Mensch! — — —

So kommt denn, daß wir miteinander suchen, uns selber suchen, bis daß wir uns finden, uns selber finden. Am Ende sind wir's doch wert, daß wir uns finden. So wird es auch der Mühe wert sein, daß wir miteinander suchen.

II.

Wer bin ich?

„Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?"
(Mat. 6, 26.)

Daß preußische Konsistorialräte mit ihrem offiziellen Christentumsorthodoxismus alleweil und alleweg durchaus nach dem Geschmack des heutzutage lebenden Hans Jedermann wären, und daß Gesangbuchslieder an und für sich schon ein besonders hervorragendes Interesse des modernen Allerweltsdurchschnittsmenschen herauszufordern absonderlich geeignet wären, würde wohl kaum irgend ein einsichtsvoller, unparteiischer und verständiger Kenner unserer Zeitverhältnisse im Ernste behaupten wollen. Es giebt aber schließlich auch dort ganz nette und artige Leute, und manches Kirchenlied enthält doch Gedanken und Wahrheiten, die auch den dem Christentume ferner stehenden Menschenkindern an und für sich einleuchtend sind, so daß sie auch von

diesen schwerlich geleugnet werden. So einer, allerdings aus der Zeit, wo der königliche Philosoph von Sanssouci in seinem Staate einen jeglichen seiner Unterthanen nach je seiner Façon wollte selig werden lassen, war der Berliner Oberkonsistorialrat und Pastor Johann Samuel Diterich († 1797) und sein Lied: „Wer bin ich? Welche wicht'ge Frage!" u. s. w. — übergegangen in die Gesangbücher mancher deutschen Landeskirchen, wo es der geneigte Leser, wenn er Lust hat, des ausführlicheren nachsehen kann — dürfte, wenigstens in seiner Anfangszeile, doch auch der Zustimmung derjenigen gewiß sein, die sonst nicht allzuviel nachdenken über die tieferen Fragen des Lebens, und selbst solcher, denen an Konsistorialratsansichten und Pastorenmeinungen, überhaupt an kirchlichen und religiösen Dingen oder Fragen recht herzlich wenig gelegen ist, und die über das pouvoir être sauvé chacun à sa propre façon Friedrichs des Großen insofern noch weit hinausgeschritten sind, als sie sich längst durchgerungen zu haben glauben zum Prinzip des Ueberhaupt-nicht-mehr-selig-werden-wollens — und zwar ganz sans façon, sondern die Besserung des Diesseits ihr einzig Begehr sein lassen — ebenfalls ganz sans façon. —

Es ist wohl kein Streit, wichtig ist die aufgeworfene Frage. Sie ist keine bloße Trivialität. Sie

ist tiefernst. Keinesfalls schon beantwortet mit Nennung unseres Namens und Angabe des Standes, der unter Umständen nur noch anzufügen wäre die akademische und nicht akademische Titulatur, sowie, was ja doch dem modernen Gemütsmenschen das Höchste des Hohen ist, ob etwa auch Reserveleutnant.

Vielmehr, unsere Frage bildet recht eigentlich den Ausgangs-, Mittel- und Gipfelpunkt aller menschlichen Forschung, aller theoretischen Erkenntnis und all ihrer praktischen Anwendung im Leben. So fragten die Büchlein, die in unserer Schriftenreihe dem gegenwärtigen vorangegangen sind,*) nach Gott und Welt; beide haben's nicht anders vermocht, als indem sie unser Thema in allen grundlegenden Punkten berührten; beide haben unser Problem ebensosehr zur Voraussetzung wie zur notwendigen Konsequenz. Welt — Gott —; also ebensosehr ist das uns beschäftigende Problem die Hauptfrage des auf die körperliche Welt gerichteten naturwissenschaftlichen Erkennens, sonderlich, seitdem selbiges in seinen modernen Zweigen der Physiologie, Biologie, Biogenese u. a. tiefer denn die Vorfahren ins Innere der Natur zu dringen sucht, wie auch die Kardinalfrage aller Geisteswissenschaft, seit-

*) Karl König: Gott — warum wir bei ihm bleiben müssen; Ferdinand Gerstung: Die Welt an sich — für mich.

dem Sokrates inmitten des Widerstreites sophistischer Theoreme und Fündlein das delphische γνῶθι σεαυτόν zum Fundamentalproblem alles Philosophierens vorzugsweise auf den Schild hub, bis zur Kantschen Transcendental- und der Fichteschen Identitätsphilosophie, ja bis zu Nietzsches Zarathustrasprüchen und dem Menschen-Ich Julius Harts, das als ein „Gottfreies in eine neue Welt hineintritt, überbrückend die leeren Räume zwischen Gott, Natur und Mensch, nirgendwo Trennungen und Zwiespälte sehend, daß ein Einziges werden Gott, Welt und Mensch und im Ich-Gott idealistischer Erkenntnis alles miteinander vereinigt liegt." *) Immer wieder werden wir inne, was ein Vertreter der Spätrenaissance **) in die Worte kleidete: „Das wahre Studium des Menschen ist der Mensch." —

Wir haben oben angesichts der fragenden Sphinx keineswegs alle, aber doch recht buntartige Auffassungen des Menschenwesens und seiner Bestimmung mit flüchtigem Griffel skizziert. Weit gehen sie auseinander, aber schon, wenn wir nur obenhin zuschauen, bemerken wir bald, wie sie allzumal (Vermittelungsversuche nicht ausgeschlossen) sich deutlich um zwei Gegensätze gruppieren, wie die einander ausschließenden und sich nie zur Vereinigung begeg-

*) a. a. O. S. 171.

**) Pierre Charron † 1603.

nenden beiden Arme der geometrischen Hyperbel um die beiden Brennpunkte des ganzen Kurvengebildes sich herumlegen. Diese Gegensätze sind die der materialistischen und der spiritualen Weltanschauung. Der Spiritualismus behauptet, der Materialismus leugnet das An-und-für-sich-sein des geistigen Lebens. Seele, Geist, Ich, Persönlichkeit, Bewußtsein, Charakter sind für jene Anschauung selbständig existierende Größen, substantielle, reale Werte, für diese sind die Substrate dieser Begriffe nur bloße Bewegungsvorgänge, Gehirn- und Nervenphänomene, bloße aktuelle Veränderungserscheinungen der körperlichen Zustände, dynamische Effekte molekülarer Beziehungen, nach Art der mathematischen Funktion. Darum läßt sich auch der Gegensatz am einfachsten versinnbildlichen durch die mathematische Formel. Denn verstehen wir unter x die veränderlichen körperlichen Zustände, unter y das geistige Leben, unter A und R irgend welche reale Wirklichkeiten, so lautet die Formel der spiritualen Auffassung: $Ax + R = y$, die der materialistischen aber: $Ax = y$.

Man sieht sofort, für y ergiebt sich nach beiden Gleichungen immer ein Resultat, mag auch x einen Wert annehmen, welchen es will; nach beiden Formeln ist y von x abhängig und bestimmt gedacht, freilich nach der zweiten ausschließlich davon abhängig, nach

der ersten nicht ausschließlich. Denn soll nun x den Wert 0 annehmen, d. h. sollen sich die körperlichen Zustände im Tode auflösen, so hört in der ersten Gleichung y nicht auf, ein zu Wert zu sein; nimmt dadurch auch das Glied Ax den Wert 0 an, dennoch bleibt y=R, eine Konstante, eine Realität, eine selbständige, nicht nur von x bestimmte Größe. In der zweiten Gleichung dagegen wird, wenn x den Wert 0 annimmt, die ganze linke Seite selbst zu 0, und y nimmt infolgedessen gleichfalls diesen Wert an, d. h. y ist ausschließlich abhängig gedacht nur von x, d. h. im Tode des Körpers hört auch das Seelenleben auf. „Der Materialismus ist die Philosophie des bei seiner Rechnung sich selbst vergessenden Subjekts" (Schopenhauer).

Dadurch aber wird das uns vorschwebende Problem zur brennenden Lebens- und Existenzfrage für Theologie und Kirche; um Sein oder Nichtsein handelt sich's dabei für Frömmigkeit und Sittlichkeit, wie denn Religion nur möglich ist als sich gruppierend um den Brennpunkt der spiritualen Anschauungsweise. Der Materialismus ist der Todfeind alles religiösen Geisteslebens. Denn ist die Welt, ist auch der Mensch nur einzig und allein physischer Prozeß, so bleibt für Geist und Leben, für Bewußtsein und Denken, das unabhängig davon bestünde, schlechterdings kein Raum in der Welt, dann ist be-

sonders auch das fromme Gott-Innigkeitsgefühl der menschlichen Seele nichts als eine trübe, thörichte Imagination leerer Phantasie. Um den Brennpunkt des Materialismus kann sich nur der Kurvenarm irreligiöser und antireligiöser Anschauungen legen, und wenn Materialisten und die ihnen geistesverbrüderten Monisten, wie Häckel in seinem „Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft," oder B. Vetter in seinem Buche „Moderne Weltanschauung und der Mensch", dennoch Religion und was dazu gehört, auch für ihren Standpunkt in Anspruch nehmen wollen, so ist das entweder bewußte Täuschung des Lesers durch absichtliche Verschiebung der mit den Worten und Begriffen zu verknüpfenden Inhaltssphären, oder es sind imaginäre Größen gröblichster Selbsttäuschung, durch sinnloses Spiel ihrer Gehirnmoleküle zwecklos gaukelrisch hervorgezaubert, ein Glaube ohne Gott, ohne Seele, ohne Geist, wie der Buddhismus und darum eine imaginäre Religion.*) Eine Lebensfrage, ob wir noch religiös sein können, oder ob wir von Gewissens und Einsichts wegen mit all dem Frömmigkeitswahn gründlich zu brechen und aufzuräumen haben, wird somit unser Problem.

Aber auch für die praktischen Seiten des alltäg-

*) Vergl. Dr. G. Zart, Zur Widerlegung des Materialismus (Beyschlags Deutsch-evang. Blätter 1896, IV. S. 213 ff.).

lichen Lebens gewinnt die Frage nach der Wesensart des Menschen schwerwiegende Bedeutung. Wie verschieden und grundgegensätzlich, je nachdem er dieser oder jener Ansicht entscheidend sich zuneigt, wird der Fürst auf dem Throne den Wert des Lebens seiner Unterthanen auffassen, ihre Rechte und Pflichten zu achten, ihr Wohl zu wahren, ihr Weh zu wehren geneigt sein! Welche diametral entgegengesetzte Verschiedenheiten werden die Bestimmungen der Gesetzgebung, die Urteile der Rechtspflege, die Ausführungen des Strafvollzuges notwendigerweise zu Tage treten lassen, — je nachdem!

Wie ganz anders, je nachdem, wird der Arzt Leben und Gesundheit seiner Mitmenschen ansehen, werten und behandeln; wie weit werden, abermals je nachdem, die unterrichtlichen und erziehlichen Methoden und Ziele der Lehrer unseres Volkes in der geistigen und sittlichen Führung der ihnen anvertrauten Menschenkinder untereinander abweichen, oder die Erzeugnisse aller Arten von Kunst sich unterscheiden müssen; wie stark differenziert werden, je nachdem, die Auffassungen und Praktiken des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens und Treibens in Handel und Wandel erscheinen, von dem: „Erlaubt ist, was gefällt" — bis zu dem: „Dieweil es nicht geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun," — von der schnödesten, selbstsüchtigen Ueber-

vorteilung und Bedrückung der Mitmenschen bis zur dienenden Liebe, die weichen, mitleidigen Herzens die helfende und heilende Hand leise und linde legt an jegliche schmerzende Wunde der Menschheit. — —

Derart sind die Wellenringe, die von den Brennpunkten der entgegenstehenden Anschauungen aus sich hineinkräuseln in die Gebiete praktischer Lebensübung.

Aber in alledem liegt noch immer nicht der tiefste Grund der Wichtigkeit der an sich so abgebraucht und simpel klingenden Frage: Wer bin ich? — Der tiefste Grund davon liegt mir in meiner eignen tiefinnersten Seele, in unabweisbaren Lebensbedürfnissen meines eigenen Herzens, ohne deren Befriedigung es verderben und sterben müßte. Ja, einem H. Pestalozzi, dem großen Pädagogen mit dem nieversiegenden Quell der Liebe im geistesfrischen und charakterfesten Herzen, der für sein Ideal der Hebung des Volkselendes durch eine vernunftgemäße und naturentsprechende Erziehung in heiliger Begeisterung sein ganzes langes Leben einsetzen konnte, — ihm mochten sie die Grabschrift setzen: „Nichts für sich, alles für andre." Ich aber muß dir's flüsternd gestehen in aller Demut: Auch ich gebe mir redlich Mühe, etwas und möglichst viel übrig zu haben für andere, und ich lerne das nach dem Vorbilde dessen, von dem allein es auch Pesta-

lozzi, und zwar besser und vollkommener denn ich selber, gelernt, — aber laut und stolz will ich dir's bekennen mit freudetrunkenem Jubelschrei des seines Besitztums frohen Herzens: Alles habe ich lange nicht übrig für die anderen, eins vor allem brauche ich für mich und nehme es rücksichtslos für mich in Anspruch und halte es fest als mein Eigentum, meinen Raub, den mir keiner rauben soll, damit mein Dasein mir nicht Inhalt und Bedeutung, nicht Sinn und Verstand verliere, damit mein Leben mir nicht Ueberdruß und Ekel wird, damit mein Ich sich selbst behaupten kann unter den tausend Widerwärtigkeiten des Lebens, daß mein lebensfrisches, lebenstrunkenes Herz mir nicht umgestempelt wird zum verzweifelnden Weltschmerzler, oder umgekrempelt zum öden Pessimisten. Und dies eine, was mir not thut und was ich unbedingt für mich in Anspruch nehmen muß? — Eine Welt- und Lebensanschauung ist es, die mir mein Leben, das an sich kurz genug ist, als daß ich mir's verbittern und versalzen sollte, das ich nimmer noch einmal von vorne leben kann, wenn ich mir's verdürbe, befriedigt und lebenswert macht.

Und so, Freunde, wie ich euch kenne, braucht ihr durchaus dasselbe wie ich im gleichen Maße. So wie ich die Menschheit kenne, haben all die Millionen Menschenherzen dasselbe nötig für sich selber. Wohlan, so laßt uns doch in diesem Punkte wieder rück-

sichtslose Egoisten werden! Nur nicht Thoren und armselige Bettelvagabunden, die nichts für andere und auch nichts mehr für sich selber übrig haben! —

Das ist ja der Krebsschaden unseres heutigen Geschlechts: der Mangel an einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung, die das Gleichgewicht herstellte zwischen den Erkenntnissen des forschenden Verstandes und den Bedürfnissen des nach Frieden dürstenden Herzens. Eine tiefe Kluft hat sich aufgethan, unüberbrückbar scheinend, und schaut dem modernen Menschen ins Angesicht wie ein unheimlich schwarzes, boden- und grundloses Höllenauge der Unterwelt, daß er erzittert unter dem Banne dieses Blickes — die Kluft zwischen Glauben und Wissen, zwischen Forschung und Frömmigkeit. Wie weiland Hero und Leander scheinen diese voneinander getrennt und tragen doch ein jedes in seinem Herzen den Zug zum andern hin und hätten sich gerne so lieb — so lieb! Und es ist, als sollte es nimmer so sein. So greifbar sicher erscheinen ja die Resultate der neueren naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die so ehrlich nach Wahrheit strebt, so anscheinend voraussetzungslos an ihre Probleme herantritt und nach ihrer eigenen Behauptung nichts, gar nichts gelten läßt als das handgreiflich auf Erfahrung Ruhende, auf dem Wege der Empirie streng und sicher Nachzuweisende. — Daß auch die heutige

Theologie und Religionswissenschaft als Wissenschaft durchaus auf demselben Forschungsstandpunkte steht, insofern sie eine streng wissenschaftliche Behandlung der christlichen Weltanschauung vornimmt und „ihre einzelnen Sätze in streng methodischem Zusammenhange mit dem christlichen Prinzip und untereinander, im Einklange mit den Thatsachen der religiösen **Erfahrung** und **aller anderweiten wissenschaftlich gesicherten Erfahrung** entwickelt,"*) — das ist terra incognita, böhmisches Dorf für die ungebildeten und gebildeten Nichtwisser unserer Zeit. So weisen sie der Frömmigkeit, die ihnen gleichbedeutend ist mit Illusionen und Hirngespinsten, die Thür und setzen das realistisch-mechanistische Naturerkennen auf den Thron, berauben sich selber ihrer reichsten und schönsten Ideale und werden doch nicht froh dabei. Ja, immer wieder ist es wie ein Tasten und Suchen, Augenblicke sind, wo dennoch

*) R. A. Lipsius, Dogmatik, 2. Aufl., 1879, § 1 S. 3 u. vergl. dazu die §§ 72 ff. S. 68 ff. (zur Theorie des religiösen Erkennens). Ebenso desselben Verfassers „Glauben und Wissen" (Berlin 1897) S. 1 ff. und S. 437 ff. (zur Stellung der Theologie im Gesamtorganismus der Wissenschaften). Vergl. auch Rippold, Die naturwissenschaftliche Methode in ihrer Anwendung auf die Religionsgeschichte; Kollegiales Sendschreiben an Ernst Häckel, Berlin (Schwetschke & S.) 1901.

des Herzensbedürfnisses Wärme über der Verstandeserkenntnis Eiseskälte Herr wird, — und nun giebt es ein ungewisses Hin- und Hertappen, ein armseliges Hinken nach zwei Seiten, — Rohre, die der Wind nach allen Richtungen wiegt und biegt! — Möchtest los aus dieser Ungewißheit, aus diesem Unfrieden? — So komm, daß wir suchen.

Denn muß wohl die Religion ins Märchenland verbannt bleiben? Muß der Encheiresis naturae immerzu das geistige Band fehlen? Ist der Abgrund zwischen Abydos und Sestos so tief und breit, daß Leander bei seinem Schwimmversuch naturnotwendig ertrinken muß? Muß der Glaube umkommen, wenn er zur Wissenschaft will? Oder hat die Wissenschaft wächserne Schwingen, daß sie bei ihrem Ikarusfluge der Sonne des Glaubens nicht zu nahe kommen darf, ohne sich selbst aufzugeben in jähem Absturz? — Wohl, Materialismus und spirituale Grundanschauung sind entgegengesetzte, unvereinbare Pole; aber ist es deshalb notwendig, daß Glauben und Wissen sich in einem fort darstellen wie zwei einander nie begegnende Hyperbelarme um diese Brennpunkte herum? Sollte es nicht möglich sein, vielmehr Glauben und Wissen als Brennpunkte zu bestimmen so, daß von ihnen aus eine einheitlich abgeschlossene Welt- und Lebensanschauung zu gestalten wäre, wie die Bahn der Ellipse, von ihren Brenn-

punkten aus bestimmt, abgeschlossen in sich selbst zurückkehrt? — —

Sieh, ob alledem ist unsere Frage so tiefgreifend wichtig — um unsern Herzensfrieden, um die ureigensten Bedürfnisse unseres Innenlebens handelt sich's dabei, um den Gewinn oder den Verlust einer unsere vitalsten Interessen befriedigenden Weltanschauung. Woher sie sichrer gewinnen, denn indem wir uns selber suchen? Sollen wir ausgehen von Gott? Ach, wenn wir ihn suchen außer uns, wir werden ihn nimmermehr finden — weder in Büchern, noch im Weltenraume, und nicht exakte Analyse der Naturwissenschaft, nicht philosophischer Adlerflug spekulativen Denkens kann ihn dir zeigen; Philipp Mainländer*), der Durch-und-durch-Atheist, hat's uns ja in seinem Theorem von der untergegangenen Einheit gar verraten, Gott sei gestorben, als seine Einheit in die Vielheit auseinanderging, die das Leben der Welt wurde. — Wenn wir Gott finden wollen, finden wir ihn nur in uns! — Oder ausgehen von der Welt? Sie ist ungewisse Erscheinung, jedes Phänomen dem theoretischen Zweifel ausgesetzt. Seit Kant wissen wir's ja, das „Ding an sich" wird von unserer Erkenntniskraft nimmermehr erreicht. Nur als eine „Welt für mich", also

*) Philosophie der Erlösung, 1894.

von meinem eigenen Innern aus, gewinnt sie mir einen Sinn und Wert. So wird es ja wohl sein, wie Friedrich Rückert einmal sagt:

„Am Dinge zweifeln kannst du, ob und was es sei,
An deinem Ich fällt dir gewiß kein Zweifel bei.
Dies ist der Ausgangspunkt. Sei deiner nur gewiß,
Zu allem Wissen kommst du so ohn' Hindernis." — —

Es sei auch unser Ausgangspunkt. Wollen doch beide nicht heimatlose, obdachlose Gesellen sein. Brauchen eine einheitliche Lebensauffassung, darin wir uns heimisch fühlen und zu Hause sind. Wir müssen auf die Wohnungssuche. Komm mit! — Gebäude genug, die uns angepriesen werden, marktschreierisch geradezu, von den Herren Hauswirten. Alle rühmen die festen Grundlagen, den einheitlichen Ausbau ihrer Häuser. Ein mangelhaftes, dünnwandiges Gründerhotel werden wir uns nicht wählen. Auch nicht eine veraltete und verfallende unmoderne Stroh- und Lehmhütte. Dazu sind wir beide zu egoistisch. Auch nicht auf Sandgrund oberflächlich leichthin gebaut. Nach dem Rate eines, der zum mindesten sehr klug war, sind wir am Ende dazu zu klug. Vielleicht stellt sich's heraus, daß die Häuslein hüben und drüben doch nach einerlei architektonischer Struktur heraufgeführt worden: Fundamente, Aufriß, Ausbau ein

mixtum compositum von Wissen und Glauben, nur daß da im Sommersonnenschein der Tage des Glückes eine dumpfluftige Schwüle herrscht, in den trüben Winterszeiten eine durch keine Mikaöfen und Anthracitkohlen zu verscheuchende Eiseskälte alle Räume durchfrostet, während drüben sommers eine erfrischende Kühle und winters behagliche Wärme die Räume durchflutet und den Aufenthalt heimlich und gemütlich gestaltet, — ja, sollte es uns denn gar nicht darauf ankommen, die paar Jahre, die wir hier hausen sollen, doch auch mit innerer Befriedigung und nach Möglichkeit gemütlich zu wohnen? So, daß das Herz und das Gemüt nicht zu kurz komme in seinen unabweisbaren Bedürfnissen, laßt uns suchen, daß wir uns finden, weil allewege, was vom Dichter der Dichter sagt, auch vom Menschen im allgemeinen seine Geltung hat: „Aber vor allem versteh' er das Herz und die ewige Leiter seiner Gefühle." —

Im übrigen wollen wir freien Sinnes und möglichst uneingenommen von vorgefaßten Meinungen an die vorgesetzte Aufgabe herangehen, nur das eine fest und hochhaltend als unser Panier: Die unbestechbare Gerechtigkeit des Wahrheitssinnes, die, wo gesicherte und unbezweifelbare Ergebnisse naturwissenschaftlichen oder philosophischen

Erkennens mit überlieferten religiösen Vorstellungen und Lehrsätzen in Widerstreit geraten möchten, nicht etwa zetert: „Die Wissenschaft muß umkehren und ihre Canossabuße thun vor dem Buchstaben der Kirchenlehre!“ sondern den religiösen Kern, das wesenhaft Immanente der veraltenden religiösen Vorstellungen neu zu beleben und in harmonischen, lichtvollen Einklang zu bringen sucht mit den neuen Erfahrungserkenntnissen der Wissenschaft, — damit aber zugleich die unerschütterliche Gerechtigkeit des Wahrheitsmutes, die auch der gelehrsamst und tieflichst forschenden Wissenschaft da, wo sie die von der Natur und durch ihr Wesen ihr gesteckten Grenzen im leichtgeschürzten Gewande unbegründeter Wissensthuerei mutwillig überschreitet und die höchsten Ideale der Menschheit herabzieht in den Staub, zuzurufen vermag: „Besinne dich auf dich selbst und sei dir deiner Schranken bewußt! Nimm dich gefangen unter den Gehorsam der — Vernunft und wisse, wo dein Forschen, wo dein Wissen aufhört, da fängt der Glaube an! Darum: Noli turbare circulos meos!“ — —

Daraus dürfte denn beides für den Leser zu erkennen sein: unsere Unvorhereingenommenheit gegenüber dem zu behandelnden Probleme und unser guter Wille wenigstens zu einer gerechten Prüfung und Sichtung des schon vorhandenen An-

sichten- und Meinungsmaterials. Und damit endlich näher heran an die Frage!

Wer bin ich? — Wie antwortet denn darauf der landläufige, sogenannte gesunde Menschenverstand? Er ist ja nach des Cartesius humorvoller Bemerkung *) die bestverteilte Sache der Welt, weil jedermann meint, damit so gut versehen zu sein, daß selbst diejenigen, die in allen übrigen Dingen sehr schwer zu befriedigen sind, doch gewöhnlich nicht mehr Verstand haben wollen, als sie wirklich besitzen. Wie sollten wir ihm nicht zu allererst das Wort gönnen? Ein eigentümlich weltwüchsiger, realistischer Kerl ist er allerdings. Vor und um sich sieht er eine „Welt", die ist angefüllt von allerlei, millionerlei „Dingen", die so und so sind, die und jene Qualitäten und Quantitäten haben, Sterne am Himmel und Steine auf Erden, Wolken in der Luft und Wasser in der Tiefe, Pflanzen und Tiere, Geldstücke und Zeitungspapiere, Nahrungsmittel und Krankheiten und wie die „Dinge" alle heißen mögen. Diese Dinge sind da, und ich selber bin auch so ein Ding neben ihnen. Und die Dinge am sausenden Webstuhl der Zeit in Lebensfluten und Thatensturm wallen auf und ab, weben hin und her, — Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben! Und

*) Im discours de la méthode S. 1.

ich webe und lebe mit und neben den Dingen, schlage mich mit ihnen herum, schlage mich, wenn's geht, durch sie hindurch. Die Dinge stoßen und drängen mich nämlich, daß mir manchmal zu Mute wird wie dem Kieselstein, der neben seinesgleichen im tiefen Grunde des Flußbettes getrieben und geschliffen wird, ja manchmal wie dem Weizenkörnlein, das zwischen die kreisenden Räder malmender Mühlsteine geschüttet wird. Und ich mag nicht gedrängt und geschoben, gestoßen und zermalmt sein. Drum frisch das Meine gethan, um Herr zu bleiben der Situation unter den drängenden, treibenden Dingen! —

Das wäre so etwa die Durchschnittsansicht des sog. guten Menschenverstandes. So viel dürfte ja wohl daran richtig sein: ich fühle mich als einen Teil der Welt, im Zusammenhange stehend mit anderen Dingen, von ihnen abhängig und oft genug geschädigt und gestört, — und doch auch wiederum als einen Gegensatz dazu, in sich selber abgeschlossen, auf sich selber angewiesen, eigne Kraft bethätigend im Kampfe des Selbstbehauptungs-, Selbsterhaltungsdranges, des Selbstbefreiungstriebes gegen die „Dinge". — Aber doch fordert auch hier die landläufige Ansicht, wie so oft, die Kritik heraus. Zwar wir wollen hier keine kritische Gegenüber-

stellung der realistischen und der idealistischen Grundansichten vornehmen, wollen nicht die Frage erörtern, inwieweit die „Dinge" außer uns wirklich real gegeben sind, oder als bloße Erscheinungen eines uns ewig unbekannten x durch Sinne und Bewußtsein in unser Vorstellungsvermögen eintreten. Wollen ja keine transcendental-philosophische Kritik menschlicher Erkenntnistheorie schreiben; wollen überhaupt thunlichst praktisch sein. Hingegen das müssen wir denn doch fragen: Bin ich wirklich so ein „Ding" wie die anderen „Dinge" um mich her, seien sie nun real oder phänomenal?

Der Materialismus behauptet es auch, und zwar im realistischen Sinne. Der ihm bis zur Geschwisterhaftigkeit blutsverwandte Darwinismus und der Monismus Häckelscher Evolutionshypothese desgleichen. Hierin liegt ja recht eigentlich das „Dogma moderner Wissenschaft".*) Sie erkennen ja allein die Welt der Materie, des toten Stoffes, der „Dinge" an, die sich greifen, wägen, messen lassen, und ihre Stofflehre ist ein Stoffglaube geworden, eines Glaubensdogmatismus voll, wie ihn auf

*) Vergl. A. Kuyper, Evolutionismus das Dogma moderner Wissenschaft, Leipzig (Georg Böhme) 1901. Keiner, der die „hypnotisierende Wirkung der monistischen Entwickelungslehre" innerlich überwinden möchte, sollte die vortreffliche Broschüre ungelesen lassen.

ihrem Gebiete die Theologie im Laufe der Kirchengeschichte so massiv kaum je erlebt hat. Nur allzu bekannt ist ja das Wort von dem Eisenteilchen, das „zuverlässig dasselbe Ding ist, gleichviel, ob es im Meteorsteine den Weltkreis durchzieht, oder im Dampfwagen auf den Schienen dahinschmettert, oder in der Blutzelle durch die Schläfen eines Dichters rinnt." Und es ist ja gar nicht einzusehen, warum sollte auch das Eisenteilchen so trotz- und dickköpfig sein, daß es Maskenball spielen und in dem einen oder anderen Falle irgendwelche Transsubstantiationsgelüste an den Tag legen wollte? Tiefsinnige Weisheit, die sie uns da verkündigen von den Eisenteilchen und von all den anderen „Stoffen", aus denen das „Ding" des menschlichen — Körpers sich zusammensetzt! Ihr mögt sie genauer aufgesucht haben, scharfsinniger untersucht, feiner gemessen und bestimmt haben in ihrem physikalischen Bestande, ihren chemischen Beziehungen, nach ihrem kausalen Verhalten, — wir sind euch herzlich dankbar dafür, aber neu ist es nicht, vielmehr war es zu allen Zeiten Gemeingut menschlicher Auffassung vom Menschenwesen, und ist es noch. So, wenn im Griechenvolke, wie die 36. Orpheische Hymne uns sagt und singt, die Titanen, die nach allem, was wir von ihnen lesen und hören, doch wohl als mythisch-poetische Personifikationen der Grund-

elemente der Welt zu denken sind, aus deren Kampfe alles entspringt, die „Urväter der Vorwelt, Ursprung und Quelle der Seegetiere, Vögel und Menschen" heißen; so, wenn der Jahvist des Alten Bundes (1 Mose 2, 7) in seiner schlichten Weise und in der Sprache und mit den Mitteln der Erkenntnis seiner Zeit (also denen von vor über 2½ Jahrtausenden!) sagt, aus Staub von der Erde"*) sei der Mensch geworden. Und genau so erblicken wir noch heute im Menschen den Staubgeborenen, das Gebilde von Stoffen der anorganischen Welt, den körperlichen Komplex verschiedener Substanzen, die, in sich abgeschlossen durch den trennenden Vorhang der Haut, die das Ich vom Nicht-Ich scheidet, schließlich einmal wieder einander Leb'wohl sagen, wenn das „Ding" des körperlichen Ichs im Tode sich auflöst.

Doch immerhin ist es ein merkwürdiges „Ding"; denn die anorganische Welt ist doch nur der Mutterboden, der Untergrund, aus dem es als ein orga-

*) „Staub von der Erde" wörtlich nach der Grundstelle. Luther übersetzt bekanntlich mit den Sprachmitteln seiner Zeit, aber sehr zutreffend „aus einem Erdenkloß". — Wie bezeichnend ist es doch für die dummrohe Art des modernen Bildungsphilisters, daß er über die erwähnte Bibelstelle seine blutigsten Witze zu reißen im stande ist, während er gleich darauf etwa Büchners Kraft-und-Stoff-Behauptungen als eine neue, bisher unerfundene Weisheit anstaunt, wodurch die „religiösen Vorurteile" endlich überwunden seien! Büchner ist ja auch viel „neuer", als das Buch der Bücher!

nisches erwachsen ist. Eine eigentümlich komplizierte Zusammensetzung sind die Elemente der anorganischen Welt in diesem Dinge eingegangen, in die der organischen Verbindungen, die nur im Bereiche der lebenden „Dinge" angetroffen werden. Die so und so viel Elemente der Materie oder Weltsubstanz, die von der Chemie aufgezeigt werden, gehen nämlich je nach den Gesetzen ihrer sogenannten chemischen bald größeren, bald geringeren Verwandtschaft in der leblosen Welt allerlei Verbindungen ein und kommen rein und an sich, abgesehen etwa von Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff, nur sehr vereinzelt in der Natur vor. In verhältnismäßig einfachen Zusammensetzungen miteinander, die auf chemischem Wege leicht sich auflösen und ebenso wiederherstellen lassen, finden wir die Grundstoffe in chemischen Verbindungen luftförmiger, flüssiger, krystallischer Form in den anorganischen Körpern (Luft, Wasser, Salzen, Gesteinen u. s. w.), dagegen in viel verwickelteren, schwerer auflösbaren und der künstlichen Herstellung auf dem Wege der Chemie bis jetzt hartnäckig widerstrebenden *) Verknüpfungen in den

*) Vor etwa 20 Jahren glückte es, einen im Lebensprozeß des Körpers entstehenden Stoff, den Harnstoff künstlich herzustellen. Man glaubte damit den Stein der Weisen gefunden zu haben, als hätte man die mechanische Fabrikation organischen Lebens entdeckt. Es war aber nur ein Zersetzungsprodukt des Organismus, dessen Synthese allein die Nierenzellen hervorbringen,

organischen Körpern der Pflanzen, Tiere, Menschen, also in der Welt des Lebendigen. — —

Vor dem Mayaschleier eines tiefen Geheimnisses sind wir angelangt. — —

Ich weiß, sagst du, jetzt wirst du kommen und sagen: Woher denn diese Neigung der Elemente der Welt, Verbindungen einzugehen, die Träger des Lebens wurden? Und willst uns deinen Atman, deinen Schöpfergott des Lebens hier einschmuggeln und anpreisen. —

Und ich sage dir: Nein, wir haben jetzt keine Zeit für ihn, wir wollen nur an uns selber denken; er mag uns vorerst aus dem Wege gehen, wo wir uns selber suchen wollen. Aber das will ich dich fragen: Weißt du, was das Leben ist? Was du bist als ein solches lebendiges „Ding", wie all die Pflanzen, Tiere, Menschen um dich her? —

Was ist das Leben? — Welche Energiesummen durchdringenden Forschungseifers hat die Naturwissenschaft, die Biologie, die Lehre vom Leben, doch aufgewandt, dem Leben nachzugehen, ihm nachzugraben bis an die Wurzeln, ihm nachzuspüren bis

---

die lebendigen Nierenzellen, nicht künstlich in ihnen vorhandene chemische Agentien. Ein eigentlich organischer Stoff ist noch nicht künstlich hergestellt worden. Hier versagt einfach die Naturwissenschaft. Vergl. die Untersuchungen von Bunge und von Schmiedeberg zu dem berüchtigten Harnstoff!

an seines Wesens Kern. Wie weiland Dr. Faustus zum Reiche der Mütter, so ist die Wissenschaft hinabgestiegen ins Reich der Moneren und Protisten, der armseligen Einzeller, um zu finden, was das Leben ist. Und sie hat an Mensch und Tier und Pflanze und den kleinsten Bazillen, Moneren und Protisten überall die Homousie, die Wesensgleichheit des Lebens, entdeckt, aber den Mayaschleier des Geheimnisses seines Wesens hat sie nicht zu lüften vermocht. In der Zelle hat sie die einfachste Form des Lebens gefunden und zugleich festgestellt, daß in ihr schon die grundlegenden Lebensbethätigungen deutlich sich kundgeben: Abgeschlossenheit durch die mehr oder weniger hautartige Umhüllung gegen die Außenwelt, Fähigkeit, fremde Stoffe als Nahrung zur Selbsterhaltung und Selbsterweiterung in sich aufzunehmen, und die Gabe, sich selber zu vermehren durch „Abschnürung" eines gleichartigen Wesens. Gewiß sind wir durch all die scharfsinnigen und staunenswerten Forschungen wieder der Lösung einer ganzen Reihe interessanter und wichtiger Probleme nicht nur näher gekommen, vieles ist auch definitiv aufgeklärt. So ist auch der menschliche Körper nachgewiesen als ein Komplex vieler Millionen solcher einfachsten Lebewesen, Zellen, genau wie der animalische Körper des Tieres auch, und der vegetative Pflanzenorganismus gleichfalls.

Näher heran an die Wurzeln des Lebens sind wir gekommen, aber ist das Leben etwa erklärt? Was hat die Wissenschaft geleistet zur Erklärung des Lebens? Wie stehen sich doch die Meinungen gegenüber! Noch etwa vor hundert Jahren redete die Forschung ganz allgemein — unter dem Namen des Vitalismus ist diese Auffassung bekannt — von einer besonderen Lebenskraft, die die einheitliche Ursache alles Lebens, den letzten Regulator aller Lebenserscheinungen repräsentieren sollte, den zureichenden Grund für all die Lebensprozesse, die man mittels Physik, Chemie und Mechanik nicht erklären konnte.*) Was wollte denn freilich der Begriff der Lebenskraft besagen? Thatsächlich war es doch nur eine Mystifikation menschlichen Nichtwissens. So ist es ja oft in der vielgerühmten Wissenschaft. Wenn der Physiker den zureichenden Grund angeben soll für das Herabfallen eines Steines auf die Erde, wenn er also erklären soll, weshalb die Erde ihre Anziehungskraft bethätigt, so pflegt er die Anziehungskraft der Erde als Grund anzugeben; wenn der Chemiker mir auseinandersetzen soll, warum das

*) Vergl. z. B. auch Schiller, Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen; 1780 (Werke, Ausg. Cotta, 1847, Band X, S. 1 ff.), wo sich der medizinische Karlsschüler die Lebenskraft als ein äußerst feines Fluidum denkt.

eine Element mit dem anderen starke, mit dem dritten nur schwache Neigung zeigt zur chemischen Verbindung, warum also zwischen 1 und 2 nähere, zwischen 1 und 3 entferntere Verwandtschaft bestehe, so giebt er mir zur Antwort, das beruhe auf der chemischen Verwandtschaft; und wenn die alten Vitalisten die zu erklärende Kraft des Lebens eben durch die Lebenskraft erklären wollten, so thaten sie nichts anderes, als jener Physiker und dieser Chemiker auch: sie schmuggelten für das zu erklärende ein anderes Wort ein und falschmünzten es aus als zureichenden Kausalgrund dessen, was sie eben nicht erklären konnten. O circumscriptos circumscriptores! —

Darum wurde auch der Vitalismus, und von Rechts wegen, bald zum alten Eisen geworfen. Der monistische Materialismus trat auf den Plan; Du-bois-Reymond hatte die Losung ausgegeben: „Was nicht mechanisch gefaßt ist, das ist nicht wissenschaftlich verstanden.“ Und nun ging's in emsigem Treiben an die Ausgestaltung einer mechanistisch-materialistischen Biologie, deren Grunddogma lautete: Das Leben ist *nur* mechanischer Prozeß, nichts, was irgend anderen Gesetzen unterworfen wäre, als die Bahnen der Sterne, das Rollen des Steines, das Gefrieren des Wassers, die Spannung der Elektrizität u. s. f. Homousie! Das Wörtlein, das einst

das religiöse Leben der Christenheit erregt hatte bis ins Mark der Knochen, das unter der Vaterschaft des Athanasius die christlich-katholische Orthodoxie und die Ketzerverfolgungen schuf, Homousie, Wesensgleichheit! — Die gleiche Losung wiederholt sich jetzt im dogmatischen Kampfe der Naturwissenschaft mit gleicher Leidenschaft, eine materialistisch-mechanische Lebensauffassungsorthodoxie gebärend, vor deren Schreckensherrschaft kein armer Arianer sein Glaubensbekenntnis dahin ablegen durfte: „Die Gesetze und Kräfte der anorganisch-mechanischen Welt gelten ja natürlich auch für die lebenden Organismen, aber reichen doch allein nicht hin zur Erklärung der Lebenserscheinungen, die als Naturgeschehnisse selbständiger Art verstanden sein wollen" — als häretischer Homousier, abgefallen wie Arius von Athanasii alleinseligmachendem Dogma, empfing er das Anathema aus dem Munde des mechanistisch-infallibelen Orthodoxismus der naturwissenschaftlichen Homousier! — Es sollte immer überall dasselbe sein, nimmermehr *) irgendwo oder gar überall anders! — Die Seele sollte darum und mußte

*) Vergl. Virchow, „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat" (Berlin 1877) S. 27: „Wer Anziehung und Abstoßung [plasmatischer Moleküle] als psychische Formen auffaßt, wirft kurz und gut die ganze Psyche zum Fenster hinaus, denn dann hört Psyche auf, Psyche zu sein.

zum Fenster hinaus, wie anno 1618 Slavata, Martinitz und Fabricius in Prag; ein nun schier schon dreißigjähriger Krieg innerhalb der biologischen Wissenschaft ist ja auch nachgefolgt! Nur daß Psyche sich gar nicht erst auf den Müllhaufen schleudern ließ! Von einem Eros, der solche liebenswürdige Absichten kund that, ließ lieb Seelchen sich gar nicht erst packen! Die Chemie sollte sie suchen auf mechanischem Wege im Lebensprozeß. Ihr Resultat heißt heute Fiasko! Sie hat gesucht und gesucht, wollte chemisch erklären all die Lebensthätigkeiten der Ernährung, des Stoffwechsels, der Atmung, des Blutumlaufes, des Wachstums, der Bewegung, der Fortpflanzung — und sie widerstanden hartnäckig der chemischen Analyse und Synthese. Man lese Behrings, des Blutserumtherapeutikers, gesammelte Abhandlungen, und man wird auf Grund der Darstellungen dieses sachkundigen Fachmannes zu der wissenschaftlichen Ueberzeugung gelangen, daß auch nicht eine einzige Lebensäußerung bis jetzt auf rein chemische Gesetzmäßigkeiten reduziert worden ist. — Die Physik sollte Adjutantendienste leisten, dazu mit biologischer Schärpe geschmückt. Sie hat erklärt, wie die kausalen Gesetze der physikalischen Welt auch in der organischen Welt des Lebens gelten: die Nervenvorgänge gleichen aufs Haar denen in einem Telegraphennetze, die An-

lage des Auges ist durchaus Analogon zur Camera obscura, die des Ohres zu einem Telephon, des Herzens zu einem hydraulischen Pumpwerk, die der Lungen zum Blasebalg. Die von außen kommenden Reize werden weiter befördert in den Nervensträngen nach dem Gesetz der Undulation, wie die unendlich kleinen, aber doch physikalisch meßbaren Wellen des Lichtes oder der Elektrizität; Helmholtz, der große Physiker, hat diese Nervenschwingungen schon vor 60 Jahren für meßbar erklärt und thatsächlich gemessen. — Aber wie setzt sich der Reiz um in Empfindung und Bewußtsein? Die Lichtstrahlen werden vom Auge aufgenommen ganz wie bei dem photographischen Apparat, aber wie lösen denn diese Lichtwellen das Bild der Erscheinung im Kreise der Vorstellung aus? Wie kommt im Ohr die Verwandlung der schwingenden Luft in die Wahrnehmung der Tonwelt zu stande? Das Blut wird vom Herzen aus genau nach den Gesetzen der Hydrostatik und Hydrodynamik zur Zirkulation durch den vasomotorischen Apparat gepumpt, aber was veranlaßt das Herz, diese Thätigkeit zu verrichten? Die Luft wird von den Lungenflügeln genau nach aërodynamischen Gesetzen aus- und eingeatmet, aber wer oder was trieb den Blasebalg an zu diesem Geschäfte, wer oder was erhält ihm die Luft an dieser 60, ja 80 Jahre lang unausgesetzten, nie unterbrochenen Akti-

vität? — Man sehe nur diese Beispiele noch einmal gerade darauf hin an: die physikalische Biologie hat überall nur nachzuweisen vermocht, nach welchen Gesetzen die von der Außenwelt kommenden Stoffe oder Reize vom Organismus in rein passivem Sinne weiter behandelt werden, die Aktivität des selbstwirkenden Organismus ist an keinem einzigen Punkte erklärt. Prinzeß Leben wohnt hinter einem Dornenzaun, den zu durchdringen auch Physik nicht vermag. — Die Anatomie mußte herbei, um mit Jagd zu machen auf das Edelwild. Sie ist in einer Entwickelung vorgeschritten, davon frühere wissenschaftliche Generationen auch nicht eine blasse Ahnung haben konnten. Aber auch sie hat ihre Schranken gefunden. Mit dem feinsten Mikroskop, mit dessen weiterer Vervollkommnung der Jenaer Optiker Prof. Abbé an der Grenze menschenmöglicher technischer Leistungsfähigkeit angekommen zu sein versichert haben soll, ist sie angelangt bis zur Kenntnis der Struktur der Zelle und weiß darin Prinzessin Leben als geheimnisvolles Mysterium eingeschlossen, ohne auch nur entfernt sagen zu können, was es ist. Als ungelöstes Problem ist es dort verborgen, spottend aller rein mechanischen Erklärung. Immer wieder wie eine Brunhilde, hinter einer Waberlohe wohnend, da niemand zukommen kann! Jedenfalls ist der Forschungsgeist der mecha-

nistisch-materialistischen Biologie nicht der Siegfried, der sich hindurchringen wird, daß er die Jungfrau sein eigen erwürbe, ob er auch einherschreitet gar stolz, umkleidet mit der chemisch-hörnenen Haut, angethan mit dem blanken Krebs der Physik, ausgerüstet mit dem Schwert des anatomischen Messers. Die das Leben bewirkenden und tragenden Energien hat er nicht erklären können: unzugänglich erweisen sie sich jeder *nur* und *ausschließlich* mechanischen Erklärung.

Das haben auch Männer der exakt forschenden Wissenschaft besonnenen Sinnes längst eingesehen und in ihren Werken *) betont, daß das Leben heute noch einen ebenso rätselvollen Charakter zeigt, wie ehedem, als der alte Vitalismus in den Sand gestreckt wurde, und haben dem Grundsatz wieder Geltung verschafft: *Das Leben ist durchaus mehr, als ein bloßer materialistisch-mechanischer Prozeß.*

Und wir, vor die Entscheidung zwischen den strei-

*) So der Physiolog *Bunge* (Vitalismus und Mechanismus, 1886), der Zoologe *Driesch* (Analytische Theorie der organ. Entwickelung), der Anatom O. *Hertwig* (Lehre vom Organismus und ihre Beziehung auf Sozialwissenschaft, 1899), der Botaniker *Reinke* (Die Welt als That, 1889) und der Physiolog *Hering* (Zur Theorie der Nerventhätigkeit, 1898). — Freilich zu nicht geringem Aerger der physikalisch-chemischen Mechanisten. Vergl. Häckel, Welträtsel, S. 305, 444, 310.

tenden Mechanisten und den letzterwähnten „Neovitalisten" gestellt, werden wir uns noch auf die Seite schlagen, die mit B. Vetter*) spricht: „Es genügt uns(!)vollkommen(!), zu wissen(?), daß die organischen Körper aus denselben Stoffen aufgebaut und denselben Gesetzen unterworfen sind wie die anorganischen, daß die sogenannten Lebensvorgänge sich nur dem Grade, nicht der Art nach von genau bekannten chemischen und physikalischen Prozessen unterscheiden" ... oder müssen wir nun dem Urteil des englischen Forschers Lionel S. Beale**) zustimmen: „Der Unterschied zwischen allem Lebenden und Nichtlebenden ist nicht ein Unterschied des Grades, ist nicht relativ, sondern absolut; die Eigenschaften des Lebens sind verschieden von denen der Materie und keineswegs das Resultat dieser letzteren —"? Soll ich noch fragen, Freunde? — —

Aber ihr werdet fragen: Nun sag du uns an, was das Leben ist? — Ja, weiß ich, was bisher keine Wissenschaft gewußt, noch zu erklären vermochte? Auf alle Fälle ist es etwas uns Gegebenes,

*) Moderne Weltanschauung und der Mensch, 3. Aufl., Jena, 1901, S. 56. Von den eigentlichen Schwierigkeiten der Erklärung des Lebens erwähnt Vetter in schlauer Taktik natürlich kaum etwas.

**) Protoplasm, Physical Life and Law; or, nature as viewed from without. London 1892.

das wir mit uns herumtragen, der eine als eine Lust, der andre als eine Last, als ein teuerwertes Gut, oder als etwas, das besser nicht wäre. Und ob der Dichter nicht recht hat, daß wir's nur „am farbigen Abglanz" haben? Kommt, schaut noch einmal dem Leben, dem eigenen, unserem Leben ins lebensvoll leuchtende Auge. Was leuchtet uns daraus entgegen? Ein Leben ist's doch mit Empfindung und Bewußtsein ausgestattet, mit geistigen Kräften, die sonnenhaft leuchten in die Welt des Anorganisch-unbewußten und des Vegetativ-animalisch-unterbewußten, daraus das Leben gebildet erscheint. Ob's nicht der Geist ist, der sich das Leben schafft? Wir glauben es, und zwar mit demselben Rechte, wie die Materialisten und Monisten glauben, daß der Stoff es ist, der sich das Leben schafft. Ja, mit besserem Rechte. Denn all die Dinge außer uns werden, selbst „meine eigene Person *) wird, auch von mir selbst, immer nur mittelbar, nie unmittelbar erkannt, weil alles Vorstellungsein ein mittelbares ist". Das einzig uns unmittelbar Gegebene ist also nicht die Außenwelt, auch nicht unser eigener Körper, sondern einzig und allein das Bewußtsein unser selbst, also eine innergeistige Potenz. Damit dürfte sich die oben **) angeführte Ansicht, daß wir Dinge sind, wie andere

*) Schopenhauer, Welt als Wille und Vorst., II., S. 7.
**) S. 31.

Dinge, doch als des weiteren verbesserungsbedürftig erweisen. Von den Dingen, selbst vom Ding des eigenen Leibes, wissen wir immer nur durch Vermittelung der Sinne (wir sehen, oder betasten etwa das Ding) und diese können uns zum wenigsten täuschen, ja täuschen uns oft genug. So bleibt alles sinnlich Wahrnehmbare zunächst immer problematisch. Nur unser Bewußtsein ist uns, wie schon Cartesius mit seinem cogito, ergo sum *) es aussprechen wollte, als unmittelbare Gewißheit gegeben. Hier gilt, was Schleiermacher in seinen Reden über die Religion **) von dem Unterschied religiöser Lehrsätze und Meinungen und des religiösen Lebens selber sagt, auch für unser Problem: „Warum seid ihr nicht tiefer eingedrungen bis zu dem, was das Innere dieses Aeußeren ist? Ich bewundere eure freiwillige Unwissenheit, ihr gutmütigen Forscher, und die allzuruhige Genügsamkeit, mit der ihr bei dem verweilt, was euch zunächst vorgelegt wird."

Ins Innere, Freunde, laßt uns dringen. Unser Geist, unser Bewußtsein werde uns zur Frage der Sphinx. Wer bin ich? Bin ich nicht Bewußtsein, Seele, Geist, Leben? Ist das nicht das eigentlich Wesentliche an mir?

*) Mein Denken ist der zureichende Grund meiner Daseinsgewißheit.

**) Ausgabe Perthes, 1888, S. 81.

Homerisches Hohnlachen der materialistischen Monistenschar höre ich durch die Lüfte schmettern über den blöden „Dualisten", der so zu sprechen wagt: „Aus welchem rückliegenden Jahrhundert kommst du denn her, hast wohl, ein träumerischer Mönch von Heisterbach, die beinah zwei Jahrhunderte verschlafen, seitdem de la Mettrie sein Buch l'homme machine und Karl Vogt seinen Köhlerglauben und Wissenschaft geschrieben und seit Ludwig Büchners Kraft und Stoff sein Buch gleichen Namens geboren und Häckel die Anthropogenie erfand und die Welträtsel löste?" — Gemach, lieben Leute, gerade die Bücher hab ich doch meistens recht gründlich gelesen und ich weiß, ihr wollt sagen: „Alle verschiedenen Regungen (des Bewußtseins) beruhen auf rein materiellen Veränderungen unseres Gehirnes, auf molekularen Plasmabewegungen, welche mittels der Sinne durch die verschiedene Einwirkung des Lichts, der Wärme, der Feuchtigkeit u. s. f. hervorgebracht werden." So lautet's wörtlich bei Häckel Seite 199 der Anthropogenie, und Seite 657 sagt er mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, daß ihm das ganze Seelenleben in nichts anderem besteht, als in den verschiedenen „Funktionen des Markrohrs", oder Seite 235 der Welträtsel: „Die Seele ist die Summe ihrer physiologischen Funktionen." Nur möge einer das

einmal ausdenken: Die Seele ist die Summe der physiologischen Funktionen der Seele! — — — Die Monisten wollen durchaus nicht den Unterschied vom Leiblichen und Geistigen gelten lassen. Es sei überall ein und dasselbe. Es verhielte sich genau wie die nur nach einer Richtung ausgedehnte mathematische Linie, die ich jedoch von rechts und links betrachten kann, oder wie zwei Seiten eines und desselben Blattes Papier. Gehirnmaterie und Seele, Gehirnmolekülbewegungen und Bewußtseinszustandsveränderungen sind ein und dasselbe, nur von verschiedenen Seiten aus betrachtet, nur trennbar für unseren abstrahierenden Verstand, nicht aber trennbar an sich. „Bewußtsein ist subjektive Spiegelung der objektiven inneren Vorgänge im Neuroplasma, den Vorstellungszellen" (Welträtsel Seite 149). „Alles ist ebensogut Seele, wie es zugleich Kraft und Stoff ist." *) — So wollt ihr sagen ungefähr.

Aber ich sage euch, das seien ganz willkürliche, grundlose, unbeweisbare Behauptungen. Auch hier ist eure Stofflehre wiederum nur ganz unbegründeter Stoffglaube. Oder heißt denn das das geistige Leben, Bewußtsein, Seele erklären, und zwar diese einzige uns durch unmittelbarer Erfahrungsgewiß-

*) Vergl. Forel, Gehirn und Seele. Vortrag auf der Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher in Wien 1894.

heit gegebene reale Thatsache des Bewußtseins erklären auf dem wissenschaftlichen Wege der Aufklärung des Kausalzusammenhanges, wenn kurzer Hand die Parole der Identität ausgegeben wird? Nichts, rein gar nichts ist damit erwiesen oder erklärt. Nein, doch etwa gerade so viel, wie wenn der Historiker mir erklären soll, weshalb Friedrich II. den siebenjährigen Krieg begann, und er wollte sagen, der tapfere Preußenkönig und der böse Krieg wären eigentlich ein und dasselbe Phänomen; nur vom Standpunkte unseres abstrahierenden Verstandes aus, nicht aber an sich verschieden! Risum teneatis, amici. — Merkwürdige Funktion des Markrohres, daß es auch die Funktion hat, seine Funktionen von zwei ganz verschiedenen Seiten anzusehen, die eigentlich gar keine verschiedenen Seiten sind! Rappelt es denn in diesem Markrohr? — Ihr unverbesserlichen Homousier, in der ernsten Sprache exakt forschender Wissenschaft hat das, um nur einen zu nennen, Ziehen *) euch doch deutlich genug gesagt: „Nicht viel mehr als ein Wortspiel ist die von vielen modernen Psychologen vertretene Auffassung, wonach die Materie das von außen betrachtet ist, was das Seelische von innen betrachtet ist; man dürfte doch billig fragen, wozu nun der Betrachter oder

*) Leitfaden der physiologischen Psychologie, 1896, S. 226.

das Betrachten gehört?" — Ja, wozu gehört der Betrachter, der seinen Standpunkt bald außen, bald innen nimmt? Ihr wolltet doch Psyche hinaus haben? Nun müßt ihr schließlich Platz für sie doch wieder drinnen lassen!

Aber, wie ihr die Welt entgöttlichen wolltet, so dachtet ihr auch den Menschen zu — entgeistigen. Darum mußtet ihr das Tier, ja die Zelle vermenschlichen und den Fetisch eures Atoms vergöttlichen! — Tief drücktet ihr den Menschen herab von seiner geistigen Höhe. „Der Mensch ist nur ein höher entwickeltes Wirbeltier, und **alle** Seiten*) des Menschenlebens finden ihre Parallelen oder richtiger ihre niederen Entwickelungszustände im Tierreiche vorgebildet (Häckel, Anthropog. Seite 152). Die Thätigkeit des Willens ist gleich j e d e r anderen Thätigkeit der tierischen Seele durch materielle Vorgänge im Zentralnervensystem bedingt. ... Der Wille der höheren Tiere ist ..., ebenso wie die anderen Geistesthätigkeiten, von denjenigen des Menschen nur quantitativ (nicht qualitativ) verschieden" ebenda S. 212). Und weil damit das Geistige noch immer nicht erklärt war, so mußte dem stofflichen Atom, das zur rein physikalischen Erklärung der Naturvorgänge ja ein notwendiges Begriffs-

*) also auch die geistigen, die religiösen?

axiom sein mag, das aber außer jenem Mediziner, der im Physikum die gewiß etwas unzulängliche Antwort gegeben haben soll, die Gestalt des Atoms sei etwas länglich, kein Mensch noch gesehen, geschweige untersucht hat, — so mußte dem stofflichen Atom Empfindungsvermögen und Willensstreben beigeordnet werden, also geistige Fähigkeiten. Ironie des Schicksals! Die beabsichtigte völlige Entgeistigung der Welt mußte hindurch durch die dunkle Grabespforte der Materialisierung des Geistes, um sich drüben wiederzufinden als auferstandene Vergeistigung der Weltmaterie! Nein, uns fröstelt bitterlich in diesem Wohnhause; äußerlich: es fehlt die Lebenswärme; innerlich: es fehlt der Hauch des Geistes. Doch sehen wir uns die Sache noch einmal in aller Ruhe an!

Ist Bewußtsein, Seele, Geist eine selbständig für sich existierende Größe *), oder ist's nur ein Produkt körperlicher Zustände und Veränderungen, ein kausal nur von diesen materiellen Faktoren hervorgebrachtes Erzeugnis? Eine Funktion des Markrohrs? Etwas bloß Aktuelles? — Das sei unsere Frage.

Aus Stoffen der Außenwelt, in anorganischen

*) Vergl. Flügel, „Der substantielle und der aktuelle Seelenbegriff" in der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, 1896, Heft II ff.

und organischen Verbindungen, fanden wir unsern Leib zusammengesetzt. Können diese die Träger des geistigen Bewußtseins sein? Die Häckelingen behaupten die Beseeltheit der Atome und suchen damit ihren aktuellen Seelenbegriff begreiflich zu machen. Denken, fühlen, wollen aber die Atome, so müssen es die aus diesen zusammengesetzten Stoffe auch; der ganze Prozeß des Weltgeschehens muß dann durchaus und immer die Zweiseitigkeit der Betrachtung als subjektiven und objektiven Vorganges zulassen. Nun fragen wir, denkt oder fühlt denn wohl das abgestimmte Weinglas, wenn es unter den Schallwellen seines Tones, die vom Klaviere ausgehen, miterklingt, oder sind die Wasserdämpfe, wenn sie als Eisblumen an der dem Eishauch des Winters ausgesetzten Fensterscheibe sich gruppieren, etwa von ästhetischem Schönheitsgefühl erfüllt? Sind die Sandkörner auf der Glasplatte entzückt von der Musik des anstreichenden Violinbogens, daß sie so lustig ihre Quadrille tanzen, bis sie geordnet stehen in der „Klangfigur", und schaut vielleicht den flotten Tänzern der Fiedelbogen mit innigem Wohlbehagen zu? Bestätigt nicht alle Erfahrung, daß hier eine durchaus unbewußte Welt vor uns liegt, worinnen auf die Aktionen mechanischer Anstöße in rein kausalem Zusammenhange ausschließlich mechanische, nie aber psychische Reaktionen

in Erscheinung treten? Es zeigt sich klärlichst, daß eine ganze unendliche Reihe von Erscheinungen die Zweiseitigkeit der Betrachtung von innen und außen gar nicht zulassen, weil ihnen durchaus nur eine Seite eigentümlich ist, die des mechanisch kausalen Vorganges. Das sind alle Vorgänge in der gesamten anorganischen Welt. — Aber von unserm Selbstbewußtsein aus will die Antwort gewonnen sein. — Sie lautet ebenso. Eine gar nicht unmittelbar in mein Selbstbewußtsein eintretende unbewußte Welt sind die Stoffe, aus denen mein Leib gebildet ist: nicht das geringste merke ich davon unmittelbar, wenn im Laufe des Stoffwechsels da ein Fettteilchen sich ansetzt, dort ein Eiweißsubstänzchen sich auflöst, ein Kohlehydrätchen ausscheidet. Und trotz dieses Stoffwechsels, von dem die Wissenschaft uns sagt, daß je nach sieben, ja schon nach drei Jahren auch nicht ein Atom meines heutigen Körpers mehr innerhalb meines Leibes Gastrechte genießen wird, die Einheit des Selbstbewußtseins, die in dem ernsten Mann von heute doch zugleich den fröhlichen Knaben von einst, der so ganz anders war, als sich selber weiß und dereinst hoffentlich auch den silberhaarigen Greis als sich selber wissen wird — erkläre mir das einer, aber ausreichend und einwandsfrei, lediglich aus dem rein Stofflichen — ohne

Annahme einer besonderen realen Substanz, die das Bleibende ausmacht im ewigen Wechsel der der Stoffe, und ich will sofort niederfallen und opfern dem Baal des materialistischen Monismus mitsamt seinem homousischen Dogma, der einseitigen Zweiseitigkeit von Geist und Stoff in allen Dingen! Bis dahin aber muß ich die selbstbewußte Seele als etwas für sich Selbständiges, für ein reales Substantielles halten, im selben Sinne, wie es etwa die Psychologie Herbarts erfaßt. — —

In der Zelle war uns der unterste erkennbare Muttergrund des Lebendigen gegeben. In die Zelle hinein mußte deshalb die Atomseele der Monisten; als „Zellenstaaten" mußten Pflanze, Tier und Mensch begriffen werden.*) Ich bin — in der That, unzählbare Zellenwesen sind Ich, ein Mikrokosmos innerhalb der großen Welt, zusammengesetzt aus Millionen lebendiger Teile, lebendiger Organismen, deren jeder für sich besteht, jeder nach eigenen Intentionen seine Dispositionen trifft und aus selbstthätig eigenem Antriebe handelt zur Erhaltung sein selbst, in sozialem Verständnisse zugleich aber zu seiner Genossen Versorgung und in universalem Interesse ebenso zum Wohle des ganzen „Staates". Aber wie können denn nun, da doch jede Zelle, „von innen

*) Um wieder nur zwei anzuführen, vergl. B. Vetter a. a. O. S. 92 oder Jul. Hart a. a. O. S. 258 ff.!

betrachtet", ihre „Zellseele" haben soll, all die Einzelseelen und -Bewußtsein dieser Millionen Mikroorganismen zu dem einheitlichen makroorganischen Ichbewußtsein der menschlichen Seele werden? — Man sagt, ähnlich, wie die Bewußtsein der Individuen eines Staates sich zusammenschließen zur Volksseele. Aber die ist doch im Vergleiche mit der Einheitlichkeit meines Ichbewußtseins etwas recht Zerrissenes, und die Querköpfigkeit eines politischen Rabulisten addiert zu der eines anderen ergiebt immer nur zwiefache Querköpfigkeit, niemals einheitliche. So müßte es doch auch von den Millionen „Zellseelen" meines Organismus heißen: quot capita tot sensus, wie viel Zellseelen, so viel Ichs, und nur die sogen. Gemeingefühle, wie Hunger, Frost, Müdigkeit ꝛc. würden allenfalls ausreichend auf diesem Zellseeladditionswege zu erklären sein, weil der ganze Organismus, all die Einzelzellen, mehr oder weniger, unter dem Einfluß der das Gemeingefühl kausal erweckenden Zustände stehen. — Und wieder will die Frage von unserem Selbstbewußtsein angesehen sein. Ja, es sind wackere, brave Kerlchen, diese meine Zellen, Arbeiter, deren beständige Losung heißt: inserviendo consumor; des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr erhält auch sie im Gleise. Da sind Baumeister, Schiffahrer, Kaufleute, Telegraphisten, Gelehrte, Soldaten und wer weiß was noch. Ganze Nähr- und

Lehr- und Wehrstände! Aber tritt es denn in mein Bewußtsein ein, wenn der Nährstand der Darmepithelzellen — nicht bloß nach den physikalischen Gesetzen der Kapillarität und Endosmose, sondern, wie wir jetzt wissen, selbstthätig die Nahrung auswählt, nicht nur für sich, sondern für alle seine Mitbürger im Organismus, die Kollektion der auserlesenen Ware weitergiebt an die Schiffsleute der Blutkörperchen, die die Produkte nun im ganzen Lande herumführen, jeglicher Zelle in Muskeln und Knochen und Nerven bringend das, was sie gerade braucht? — Weiß ich etwa unmittelbar von den Schwingungen, die sich von Nervenzelle zu Nervenzelle bis zum Zentralorgan im Gehirn fortsetzen, wie dadurch der Lehrstand der sensiblen Nerven in einem berichtet, was draußen vorgeht, oder wie die pünktlichste Exekutive der motorischen Nerven die Befehle des Gesamt-Ichs an die einzelnen Teile des Organismus vermittelt? Liegt es nicht vollständig jenseits vom Ichwillen, wenn der tapfere Wehrstand der Wanderzellen (Phagocyten) — als weiße Blutkörperchen sind sie sogar uniformiert — wie wir durch Metschnikoffs Forschungen wissen, alsbald ins Feld rückt, sobald eine Invasion frecher Eindringlinge, wie die Bakterien sind, gemeldet wurde, um gegen sie zu kämpfen, sie aufzufressen und dabei selber den Heldentod zu sterben fürs Vaterland? — Erst

durch die neuere Wissenschaft erfuhren wir von alledem, aber nichts weiß unmittelbar davon unser eigenes Ich. Höchstens im vollständig undeutlichen Etwas-Gefühl bei Verdauung, Nervenabspannung, Fieberschauer tritt mir ein ganz unbestimmtes Etwas davon ins Bewußtsein, nie aber unmittelbar klar der Vorgang selbst. Daraus schließe ich aber wohl mit Recht, daß es nicht angeht, die Thatsache des menschlichen Ichbewußtseins in seiner Einheitlichkeit und seiner geistigen Fülle und Tiefe erklären zu wollen durch die Summierung einiger Millionen doch recht problematischer Zellseelen, oder auch mit Häckel *) zu sagen: „Was man gewöhnlich Seele nennt, ist nur die Summe von Thätigkeiten einer großen Anzahl von Ganglienzellen." Nein, das können wir nicht glauben. Dem setzen wir die These gegenüber: Der Cellularpsychologie moderner Wissenschaft hat sich das menschliche Selbstbewußtsein in seiner Einheitlichkeit als unzugänglich erwiesen; es ist die Seele mehr, und zwar qualitativ etwas anderes, als ein bloßer Additionskomplex der angeblichen Bewußtseinszustände einer fortwährend sich verändernden Zellenvielheit; sie ist eine Realität für sich, und zwar höherer Ordnung denn alle Gebilde von Stoff und Staub. —

*) Natürliche Schöpfungsgeschichte, II., S. 808.

Weiter. Analog dem Leben der Pflanze, dem des Tieres soll das Geistesleben des Menschen sein. So heißt's ja auch in der Bibel: „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde" (Ps. 103, 15). So haben die Sextaner unserer Gymnasien doch nur halb recht, wenn sie den wohl fast alle Jahre wiederkehrenden Uebersetzungsgeschmack des Mitschülers belachen, der das Sätzlein: Etiam homo est animal — flott ins Deutsche überträgt: Auch der Mensch ist ein Tier. Die Gattung homo sapiens ist ja naturwissenschaftlich immer unter dem Namen der Zweihänder oder Bimanen zum Tierreiche gerechnet worden. Und doch spricht sich in jenem lachenden Sextanerprotest, knabenhaft zwar und ihrer Tragweite sich nicht voll bewußt, die große Wahrheit aus, die einer, der auch einen offenen Blick hatte für die Schönheit der Lilien auf dem Felde und ein warmes Herz für das Leben und Seufzen der tierischen Kreatur, seinen Menschenbrüdern in das Wort faßte: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" — —

Verstehst du dies schlichte Wort in der ganzen Tiefe seiner genialen Intuition? — Traumhaft-dumpf-unbewußt muß das Leben der Pflanze sein in ihrem dunkeln Triebe nach Selbsterhaltung, Selbsterweiterung und Fortpflanzung; sie ist fast durch und durch noch ganz Mechanismus. So, was

sich von vegetabilem Leben an mir selber findet, wie Atmung, Blutumlauf, Verdauung u. s. w., geht im normalen Zustande ohne Bewußtseinswahrnehmung meinerseits vor sich, nur bei Ueberanstrengung, krankhaften Zuständen oder absichtlichem Draufachten nehmen wir davon überhaupt etwas wahr. Die animalischen Lebens- und Bewußtseinsfunktionen sind wenig mehr, was auch die anthropomorphe Auffassung der Tierseele immer gefabelt haben mag, welch menschenähnlich hohe Intelligenz das Tierleben leite und führe. Der Mensch sollte bloßer Mechanismus sein, aber alle Seiten des Menschenlebens mußten ihre Parallelen im Tierreiche finden. Eine ruhige, exakte und besonnene Beobachtung kann aber immer wieder nur feststellen, daß von einem Ichbewußtsein, von eigentlichen Geistesthätigkeiten, von bewußt-zweckmäßigem Thun und Treiben beim Tier keine Rede sein kann.*) Immer wieder beobachten wir ein Nichtandersskönnen des Tieres; durchaus kein bewußtes Erfassen von Zwecken, keine zielklare Verwirklichung von Absichten, keine Intelligenz, sondern überall nur instinktives Müssen. Das haben neuere Unter-

*) Vergl. Baumann, Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre, Leipzig 1898, S. 109 ff. Gerstung, Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters, Freiburg i. B. 1900, S. 18 ff.

suchungen, wie die von Flügel (Das Seelenleben der Tiere), Wasmann (Instinkt und Intelligenz im Tierreiche), Wundt (Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele) bestätigt, das hat schon Cartesius gemeint, wenn er in seiner Schrift Les passions die Tiere als bloße mechanische Maschinen, als Automaten auffaßte. Die Warnungen Smalians und Lubbocks vor Büchners vielgerühmter Ameisenintelligenz, die Forschungen Gerstungs über den Bien erweisen klärlichst, daß im Tiere nicht selbsterkennende Intelligenz, sondern einzig instinktive Automatik als alleinherrschendes Prinzip obwaltet. Auch im höheren Tiere. „Der Biber baut,*) aber instinktmäßig: seine ganze Maschine ist dazu eingerichtet; sonst kann er nichts: er ist des Umgangs der Menschen, der Teilnehmung an unseren Gedanken und Leidenschaften nicht fähig." Freund Caro hatte „Bitten" um Zucker gelernt; eines Tages wird er beobachtet, wie er, allein im Zimmer mit dem Kanarienvogel, der Zucker im Käfige hat, sich aufs Bitten legt. Es war einfache, aber doch ganz sinn- und zwecklose unvernünftige Association der Bitt-Bewegungen mit dem Anblicke des Zuckers.**) Der gleiche Defekt an Intelligenz ist es selbstver-

*) Herder, Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit, I, S. 190.

**) Baumann a. a. O., S. 111.

ständlich, wenn der Hund den Herren selber um Zucker „bittet". — Selbst das dem Menschen körperlich am nächsten stehende Tier, der Affe*), hat keine menschenähnlichen Geistesfunktionen. Seine Denkungsart, wie Herder**) besonnen und richtig ausführt, steht dicht am Rande der Vernunft, am Rande der Nachahmung. Er ahmt alles nach und muß also zu tausend Kombinationen sinnlicher Ideen in seinem Gehirn geschickt sein, deren kein Tier fähig ist: denn weder der weise Elefant, noch der gelehrige Hund thut, was er zu thun vermag; er will sich vervollkommnen, aber er kann nicht: die Thür ist zugeschlossen; die Verknüpfung fremder Ideen zu den seinen und gleichsam die Besitznahme des Nachgeahmten ist seinem Gehirn unmöglich." Die Affen, die Battel beschrieben, greifen Neger an und setzen sich um ihr Feuer; aber sie haben nicht den Verstand, es zu unterhalten. Es fehlt die geistige Fähigkeit der Erkenntnis der Zwecke; ein Scheit Holz nachzulegen wäre doch ein Zeichen einer wenigstens in geringem Grade vorhandenen zwecksetzenden Intelligenz, ein schwaches Fünklein von

*) Das „vergleichende Studium der Affenseele" empfehlen ja Häckels Welträtsel S 453 ausdrücklich als „sehr unterhaltend und den anthropologischen Blick viel mehr erweiternd als das langweilige und teilweise geradezu verdummende Studium der metaphysischen Hirngespinste rein introspektiver Psychologie." (!)

**) a. a. O. S. 190 ff.

Geist; aber es ist nicht da. Zur Menschenvernunft ist ihm, dem traurig-menschenähnlichsten Geschöpf, die Thüre verschlossen, daß er nicht Mensch werden kann und vielleicht das dunkle Gefühl hat, so nahe zu sein und doch nicht hinein zu können. —

Aber hat denn nicht neuerdings der Amerikaner Garner in Cincinnati die Sprache der Affen sogar phonographisch festgestellt? Ist sein Buch darüber nicht sogar vom Zoologen Marshall ins Deutsche übersetzt worden? Hat er nicht dargethan, daß es sich bei den „Worten" der Affen um vorher überlegte, zum Zwecke der Verständigung an bestimmte Individuen ihrer Gattung gerichtete Mitteilungen handele? Reagierten nicht die Affen, den phonographischen Lauten die erwarteten Antworten gebend? Ist das nicht ein Zeichen von Geist und Intelligenz? „I-tschk" rufen sich die spielenden Kapuzineräffchen zu, und „chi", wenn jemand naht, den sie als Freund erkennen; „nqu-uw" „sagt" der Rhesusaffe, wenn er Futter will. Nun, ihr Philologen, freuet euch! Jetzt öffnet sich euch angesichts der Darwinischen Descedenztheorie ein interessantes Arbeitsfeld: Die pithekoiden Wurzeln, die affenhaften Ursprünge menschlicher Sprache habt ihr nun auf dem Wege humanistisch-pithekoider Sprachvergleichung zu erforschen und klarzulegen. Welche Aussicht auf Nachweise neuer, ungeahnter, phonetischer Gesetze! Ihr

werdet uns vielleicht bald sagen können, daß das „chi" lautverschoben im griechischen γίγνωσκω (erkennen) wiedererscheint, das affenhafte „itschk" degeneriert ist zum „Itsch-ätsch!" unserer spielenden Kinder, das „nqu-uw" zum griechischen κνάω (nagen) und zum deutschen „kauen" sich umgebildet hat. Es langt nicht mehr zu, Sanskrit zu treiben, zur „Interjektionssprache" der Tiere *) müßt ihr zurück, um ad radices verborum zu kommen! — Aber gemach, diese Affensprache ist keine Sprache. Sie enthält keine Begriffe oder Urteile, nicht einmal Worte, es sei denn, daß man Worte nennen will die Reflexlaute, so durch irgend welche körperliche Zustände im tierischen Stimmorgan ausgelöst werden. Insofern „spricht" dann allerdings die schnatternde Gans und der in seinen ersten Lebenssekunden schon wimmernde menschliche Säugling ebensogut wie Garners Affen. Und das haben unsere Jäger und Vogelsteller längst gewußt, daß auf die Nachahmung der Stimme ihresgleichen die Tiere merken und ins Garn gehen; warum sollen Affen in aller Welt nicht darauf reagieren, wenn ihnen dergleichen sogar phonographisch zu Gehör gebracht wird? Unsere „gebildeten" Bildungsphilister dagegen fallen natürlich auf den echt amerikanischen Humbug hinein,

*) Vetter a. a. O. S. 81. 82.

gehen in Garners Garne und reden allen Ernstes von der Affensprache. Nein, bei wie vielen Affen hat man sich pädagogische Mühe gegeben, sie zu erziehen; wären sie uns irgendwie geistesverwandt, sie, die alles nachahmen, hätten menschliche Sprache gewiß zu allererst zur Nachahmung ergriffen und begriffen, ohne auf Instruktion zu warten. — —

Es ist so. Dort im Tierreiche überall und einzig das Nicht-anders-können instinktiven Treibens ohne vernünftige Einsicht in den Zweck, ohne Geistesklarheit über ihr Thun. „Ueberall", sagt auch Schopenhauer*), „ist der Instinkt ein Wirken wie nach einem Zweckbegriffe, und doch ganz ohne ihn; die Natur pflanzt ihn da ein, wo das handelnde Individuum den Zweck zu verstehen unfähig oder ihn zu verfolgen unwillig wäre". Im vollen Umfange nehmen wir deshalb die Worte unseres Bienenkenners Gerstung auch in unsere Weltanschauung herüber**): „Im organischen Leben sind nicht nur einzelne Thatsachen und Erscheinungen, sondern im Grunde sind alle derart beschaffen, daß sie sich nicht ohne Zuhilfenahme zweckmäßig denkender Intelligenz und zielbewußt strebender Willenskräfte erklären lassen. Der Anthropomorphismus legt daher irrtümlicherweise menschliche, zweckmäßig-den-

*) a. a. O. II, S. 616.
**) a. a. O. S. 47.

kende Intelligenz und zielbewußt-strebende Willenskräfte in die (tierischen) Organismen hinein, um diese Thatsachen zu erklären. Der Nachweis ist gelungen, daß diese Intelligenz und dieser Wille im Tiere thatsächlich nicht vorhanden sind. Daher schon hier der Schluß: Diese Intelligenz und dieser Wille, ohne den thatsächlich organische Lebenserscheinungen nicht erklärt werden können, muß irgendwo anders gesucht werden." — Ueberall sehen wir in der Tierwelt nur unbewußt-zweckmäßiges Handeln nach dem Instinkt naturgesetzlicher Naturnotwendigkeit: sie arbeiten nicht, sie säen nicht, auch ernten sie nicht. Eine höhere Intelligenz setzt die Zwecke, ein höherer Wille führt ihre Erreichung zum Ziele nach dem Kausalgesetz durch die unbewußten Thätigkeiten des Tiers: Der die Lilien kleidet auf dem Felde und die Vögel nährt unter dem Himmel. — — — — — — —

Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? — —

Eine tiefe Kluft trennt Mensch und Tiere, und sie können von dannen nicht herüber; die Thüre ist zu. Gewiß, auch das menschliche Leben enthält animalisch-instinktive Elemente. Man denke nur an die Menge der unwillkürlichen körperlichen Reflexbewegungen. Aber der Mensch ist doch unendlich mehr. Auf diesen Unterstrukturen des völlig Unbebewußten der Materie und des traumhaft und instinktmäßig Unterbewußten in Pflanze und Tier, das

auch dem Menschen eignet, erhebt sich, turm-, himmelhoch darüber hinausragend, die Oberschicht geistig intellegibelen Lebens, qualitativ vollständig davon verschieden. Keinem Tiere können wir Einheitlichkeit des Selbstbewußtseins zusprechen, keinem den Trieb nach intellektueller Wahrheit, nach ästhetischer Schönheit, nach ethischer Kraft, keinem das bewußte Erfassen und das bewußte Verwirklichen von Absichten und Zwecken durch bewußtes Eingreifen in den Kausalzusammenhang des Naturlaufes, keinem die Vernunft, die im Erfassen des Großen und Ganzen Unendliches und Ewiges denkt. Durch mein Ichbewußtsein, durch Seele, Geist, Intelligenz und Vernunft bin ich ein Wesen, toto genere verschieden von und erhaben über die Welt der bloß animalischen Wesen, wie es Schleiermacher einmal ausspricht: „Ich fühle mich ... ein einzeln auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll;" und an anderer Stelle: „Klar wie der Unterschied des Inneren und Aeußeren vor mir steht, so weiß ich, wer ich bin, und finde mich selbst im inneren Handeln nur, im äußeren nur die Welt, und beides weiß ich wohl zu scheiden, nicht ungewiß wie jene zwischen beiden schwankend in verwirrungsvoller Dunkelheit."

Geistleibliche Persönlichkeit, so finde ich mich her-

eingestellt in diese Welt, und wer mir leugnen wollte, daß ich das sei, — als ein freches Attentat auf mein eigentliches Selbst würde ich sein Wort abweisen und abwehren, da der Adelsbrief des Menschengeistes, der uns erhebt über das Reich alles anderweit uns bekannten kreatürlichen Lebens, sich als unwiderlegbar echt ausweist, geschrieben mit unauslöschbarer Gottesschrift, verbrieft und besiegelt mit Ewigkeitskraft aus der Höhe. — Ich bin — und ich bin mehr denn sie alle. Viel mehr! — —

Aber wie kam dies Geistige herein in diese Welt? Wie findet es sich selbst? —

Bitte, darüber müssen wir nun ein wenig sinnen. — — —

III.

Wo komme ich her?

„Also ward der Mensch eine lebendige Seele."
1 Mos. 2, 7.

Als der Pfarrer ans Krankenbett kam, ging gerade der Arzt. Die alte, aber trotz ihrer Achtzig noch recht rüstige Großmutter war gestürzt und hatte sich Schaden gethan, ernstlichen Schaden. Sie hatte immer darauf gehalten, obwohl ganz allein, daß sie im eigenen Hause wohnte, um ihren Kindern nicht zur Last zu fallen. Jetzt aber war die Tochter herbeigeeilt und pflegte Tag und Nacht ohne Rast und Schlaf — schon fast fünfmal vierundzwanzig Stunden hindurch. Nachmittags hatten die Kräfte des überanstrengten Körpers doch versagt. Die sechszehnjährige Enkeltochter kam zur Ablösung der Mutter herbei. Welch eine Nacht harrte ihrer, die noch nie den geheimnisvoll feierlichen Augenblick anschauend

je erlebt, wo eine Menschenseele hinübergeht an die Pforten der Ewigkeit! Großmutter starb. Aber welche Agonie, ehe der Körper die Seele scheiden ließ! — –

Am andern Abende trafen sich die beiden Männer wieder. „Ich wurde heute auch zur Enkelin gerufen, erklärt der Arzt, liegt fieberschauernd und schreckensbleich darnieder, behauptet, auch sie müsse sterben: Dieselben Atem- und Schlingbeschwerden, dasselbe Heraustreten der Augen an ihrem Körper, wie sie das gestern an der hinsterbenden Ahne gesehen. Ist aber nicht gefährlich; in zwei, drei Tagen wird wieder alles normal sein." —

„Hm, können Sie mir das erklären, Doktor, rein materiell, rein mechanisch?" —

„Nun, bloßer Nervenvorgang, durch den ungewohnten Anblick hervorgerufen." —

„Aber der Nervenvorgang des schaurigen Anblicks ging doch nur von außen nach innen, wir müssen doch ein Etwas annehmen, das nun von innen nach außen zu reagierend die krampfenden Bewegungen der Nerven und Muskeln an Augen und Atmungsorganen bewirkte. Und auch die Seelenkonjunktur der Liebe, wodurch Enkelin und Ahne verbunden waren, der seelische Schrecken und Schmerz; — wäre es rein mechanisch erklärbar, nun der treue Pudelhund und der Kanarienvogel hatten

doch ebenso Augen zum Sehen des ungewohnten Anblicks und Nerven und Gehirn dazu. Warum bei ihnen nicht dieselbe „mechanische" Wirkung und Rückwirkung? Gleiche Ursachen erzeugen doch an gleichen Substraten gleiche Wirkungen!" — —

Der Arzt lächelte. — „Aber, Doktor, verstehen wir denn unsere gegenseitige Sprache nicht mehr? Der Mensch ist doch eine lebendige Seele? Es kann ja wohl nicht bloß physiologisch, sondern muß psychologisch erklärt sein." — —

Er zuckte mit den Achseln: „Oed' introspektiv."

„Und Sie meinen, das wäre nicht genügend pithekoid?" — —

Der Gesprächsstoff stockte; man redete nicht mehr darüber.— — —

Babylonische Sprachverwirrung oder Begriffsverirrung! Die Auguren der Materie und die Auguren des Geistes können einander nicht mehr begegnen, ohne sich spöttisch anzublinzeln und einander an- und auszulächeln! — Und unsere „Gebildeten" mit Gänsefüßchen stehen ausnahmslos auf seiten der lachenden Materienauguren. Kein Wunder. Ihrer ganzen Gänsefüßchens- und -Gehirnzellenstruktur scheint Mutter Natur das Selberdenken und Selbstsuchen in anseriner Rückbildung des Geistes versagt zu haben. Ihr intellektueller Gesichtskreis kennt nur den Futterplatz materialistischen Denkens

und — „Handelns", wo die schönen Blumen der monistischen „Wissenschaft" blühen. Drüben auf Nachbars Idealismuswiese stehen ja angeblich auch welche und, sie sagen sogar, lieblicher blühende und süßer duftende, aber — die frißt man nicht. Und nun ihr iurare in verba magistri, das unbesehene Nachschnattern aller naturwissenschaftlichen Theoreme und Hypothesen, als die allein ohne alle Nachprüfung den Namen Wissenschaft verdienten. — Und die Gebildeten ohne den Appendix der Gänsefüßchen! Wie viele von ihnen möchten. Ja. Zum mindesten haben sie das bestimmte Gefühl, daß alle Sanskulotterie auch auf geistigem Gebiete nicht recht bienséante sei, sie empfinden mehr oder minder deutlich, daß es ein Zeichen von geistigem Anstand sei, auch etwas Religion, wahrlich nicht bloß äußerlich zur Schau zu tragen, sondern wirklich zu haben und innerlich zu besitzen, und daß es auch wohlgeraten sein mag, die möglicherweise dennoch unsterbliche Seele nicht ganz und gar in Afterpositur zu setzen; es haben ja darüber auch so viele Leute von Geist vortrefflich disputiert von Sokrates und Plato an bis zu Kant mit seiner praktischen Vernunft und noch neuere. Sie möchten, diese vielen und doch viel zu wenigen, aber wissen nicht recht, wie? Die moderne „Wissenschaft" steht mit gespreizten Gänsefüßchen der praktischen Ver-

nunft im Wege.*) Mag sein, daß an alledem die Kirche ein gewichtig Teil der Schuld trägt, — aber ich möchte Ew. Hochwohlgeboren zur Erwägung stellen, ob Wohldieselben nicht vielleicht in Sachen religiöser Anschauungen und Auffassungen über Gott und Seele u. dergl., also gerade da, wo wir uns zur männlichen Reife durchzuringen haben, in den Kinderschuhen des Sechs- oder Zehnjährigen stecken geblieben sind, während in Sachen religiösen Empfindens und Fühlens jene senile Blasiertheit obwaltet, wovor der größte Genius religiösen Lebens warnt: „So ihr nicht werdet wie die Kinder ..." Zählst du dich also zu den Gebildeten, so lies, bitte, mein Büchlein mit Nachsicht und Geduld getrost zu Ende. — Oder magst auch du nicht? Nun, „die Wahrheit kann warten, denn sie hat ein langes Leben vor sich"**) — Aber wisse: „Die Zeiten sind vorbei, wo die Verneinung aller und jeder Religion zunächst als etwas Großes, dann aber als selbstverständlich galt, und wo der armseligste Witz geistvoll zu werden schien, wenn er sich nur gegen die Religion richtete.

---

*) Wie sehr sie sich gerade der praktischen Vernunft entgegenstellt, darüber vergl. beispielsweise Häckels Welträtsel S. 108. 402; wie sehr aber sie auf Gänsefüßen steht, darüber vergl. Paulsen, Philosophia militans, ein auch dem Nicht-Philosophen durchaus empfehlenswertes Buch, S. 157 ff.

**) Schopenhauer, Wille in der Natur, S. 8.

Unsere Zeit bedarf anderes, und im Grunde will sie auch anderes." *) — —

So weiß ich, daß ich augenblicklich auf Widerspruch der-viel zu vielen „Gebildeten" stoßen werde und auf die Zweifel eines großen Teiles der viel zu wenigen Gebildeten. Haftet da nämlich in meinem harten Kopfe und will nicht heraus, allem Exorcismus zum Trotz, den die Mechanisten dawider versucht haben, die „fixe" Idee, ich könne die Frage, so unserem Kapitel übergesetzt ist, im aufgeklärten Welträtsellösungsjahrhundert annoch immer nicht anders beantworten, denn es geschehen ist in den sogenannten fünf Büchern Mosis. Da lautet es mal im ersten Schöpfungsberichte: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" (1 Mos. 1, 27) — und im Berichte der zweiten Quellenschrift: „Und Gott bildete den Menschen, Staub von der Erde, und hauchte in seine Nase Odem des Lebens, und es wurde der Mensch zur lebendigen Seele." —

Ich sage euch dabei, daß ich auch in diesem Punkte die Bibel nicht für ein naturwissenschaftliches Buch halte, sondern allein für eine Urkunde religiösen Glaubens und Lebens, aber nun nennt mich immerhin rückständig oder residual, weil ich noch immer in

*) Eucken, Grundbegriffe der Gegenwart, 1893, S. 297.

solchen Gedanken den hellen Morgenstern menschlicher Selbsterkenntnis, die Leuchte auf dem Wege zum Finden unser selbst erkennen möchte, den hellen Schein, der in die Herzen aller Völker gegeben ist, als, um nur eins zu nennen, auch bei den Griechen etliche Poeten sagten: „Wir sind seines Geschlechts." Und ich sage euch noch, daß ihr selbst mit dem Riesenfernrohr der Lickschen Sternwarte diesen Morgenstern nicht finden könnt. Du aber wirst knurrig und meine Worte inmitten des Welträtsellösungslichtglanzes unserer heiteren Zeit dünken dich dunkle Märlein? —

Nun, so will ich dir ein Märlein erzählen, ein Märlein gar schnurrig, nicht aus dem Siebensiegelrätselbuch der Religion, sondern aus dem Welträtsel-Lösungsbuche der „Wissenschaft". — — — Es war einmal — — wie viel Quinctillionen von Jahrhundertbilliarden seitdem vergangen sein mögen, muß dir gleichgültig sein, kein Mensch war ja dabei — — da lag das „göttliche Weltwesen" *) in die denkbar kleinsten, unteilbaren und doch raumausfüllenden Teile zerteilt — (welch Märchenland! Unteilbar, also punktuell, und doch raumausfüllend, also nicht punktuell! Ganz so wie nicht eisernes Eisen!) — in Atome gespalten in behaglicher Ruhe:

*) Häckel, Welträtsel, S. 23, 249; vergl. auch Vetter, a. a. O. S. 33 ff.

Atom neben und über Atom, in völlig gleichen, durch das Gravitationsgesetz (also das war auch schon da!) vorgeschriebenen Abständen. Zur Ausfüllung der leeren Räume zwischen den körperlichen Stoffatomen Aetheratome in gleichmäßiger Verteilung um jedes herum. — Was zwischen den Aetheratomen lag zur Ausfüllung des leeren Raumes, fragst du? Ja, du mußt doch auch kein Infinitesimalanalytiker sein wollen, irgendwo muß es doch aufhören, und die Wissenschaft, schwankend, wie sie vielfach ist, weiß selber nicht recht, soll ihr Aether atomhaft-diskret, oder als substantiell-kontinuierlich, als aus Teilen bestehend oder als elastische, nicht aus Atomen bestehende, zusammenhängende Substanz gedacht werden (vgl. Häckel, Monismus 2c.). Warum freilich dieser Dualismus von Stoffatomen und Aethermasse Monismus heißt, ist nicht abzusehen. Aber still, zu viel fragenden Kindern wird das Märchen nicht weiter erzählt! Du mußt hübsch an mein Märchenland glauben, also auch, daß schon damals das atomisierte „göttliche Weltwesen zwei verschiedene Seiten seines wahren Wesens zeigte, zwei fundamentale Attribute: die Materie (den ausgedehnten Substanz-Stoff) und den Geist (die allumfassende Substanz-Energie)." Und es geschah, daß eines der Stoffatome das andere überlegen schlau und doch mit herzgewinnender Gemütlichkeit an-

blinzelte und meinte: „Wir sind alle recht stofflich faul in unserer gleichmäßigen Ruhe.“ — „Und recht geistesträge dazu, wir wollen doch unsere allumfassende Substanz-Energie bethätigen und denken; Denken ist ja Bewegung, wie wir das später im 19. Jahrhundert noch genau erkennen werden; es muß entschieden etwas geschehen!“ — „Jawohl, müssen etwas thun, sprach ein drittes, und wißt ihr was? Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!“ — „Solch teleologische Absichten sind uns durch die lex monistica strengstens verboten; Zweck giebt es nicht in der Welt, planmäßiges Thun ist verpönt; nur kausale Zwecklosigkeit ist gestattet. Und außerdem Menschen — so im Handumdrehen! Da muß erst nach dem Evolutionsdogma der Pithekanthropos erectus Dubois da sein, der Affenmensch, aus dem sich das Bild, das uns gleich ist, entwickele.“ — „Ja, und uns bewegen, sagte ein fünftes, — wenn eins von uns wegliefe aus dem Weltenraume, er würde erbeben und zerkrachen. Ohne die Erlaubnis aller unserer anderen Kollegen können wir uns nicht bewegen!“ — „Wir müssen dann, um etwas denken und thun zu können, durch allgemeine Volksabstimmung die legale Konzession dazu erwirken.“ —

Und ein feierliches Plebiscit sämtlicher Weltenatome gab die Konzession zur Bewegung und Ent-

faltung der latenten Energie, natürlich mit der Glosse, daß in ewig unabänderlicher Geltung gewahrt werden müßten das gewaltige Substanzgesetz, d. i. Erhaltung des Quantums der Materie und der Kraft in aller Veränderung, mit seinen Anhängseln, dem Kausalitätsgesetz, dem Gravitationsgesetz, dem horror vacui u. s. w., und das gewaltige Entwickelungsgesetz, daß die zu begründende Welt nichts weiter sei als eine „ewige Entwickelung der Substanz", ein „in sich selbst wieder zurückkehrender Kreislauf der Dinge". Dieser gewaltige Gedanke ist zwar „ein Kind des 19. Jahrhunderts",*) aber er muß doch schon damals in den Atomen gewesen sein, freilich, um alsbald wieder vergessen zu werden, wenn auch in der Folge das ganze Weltgeschehen sich darnach richtete. Genug, alsbald nach der Zustimmung aller anderen schob Stoff-Atom Nr. 1 einige winzige Aethermassen kurzerhand beiseite und näherte sich — und zwar ohne Kausalgrund, es hatte ja niemand mit dem Finger hineingetippt, oder etwa geblasen! — dem Atom 2. Nun magst du fragen mit Goethes Suleika: „Was bedeutet die Bewegung?" — Zweierlei, kann ich dir verraten, nämlich erstens: Da „Denken = Energie oder Bewegung" ist, so begann in diesem einzig dastehenden

*) Häckel, Welträtsel, S. 6.

Momente der Weltgeschichte eintretender Bewegung einmal das Denken; zweitens aber: Da wir die unendliche Materie *), welche den Kosmos (das wäre: den Raum) erfüllt, in unserer subjektiven Vorstellung „Raum"**), die ewige Bewegung derselben, die objektiv eine periodische, in sich selbst zurückkehrende Entwickelung darstellt, subjektiv „Zeit" nennen, als welche beiden „Formen der Anschauungen uns überzeugen von der Unendlichkeit und Ewigkeit des Weltalls" —, so begann mit jener ersten Atombewegung auch die Zeit. Der Raum ist also objektiv ewig, denn die unendliche Materie war immer; die Zeit hat objektiv einen Anfang und ein Ende; denn wenn die periodische Entwickelung in sich selbst, d. h. in den Quietismus der gleichmäßigen Atomablagerung und völligen Bewegungslosigkeit des Kant-Laplaceschen Weltzustandes, zurückgekehrt ist, hört doch mit der Bewegung auch die Zeit auf***) und darf erst wieder anfangen, wenn sich der Anfang unseres kosmogonischen Märleins periodisch wiederholt. Dabei Raum und Zeit dennoch wieder „Formen der Anschauung" — o du heiliger Kant! —

*) a. a. O. S. 285.

**) Recht märchenhaft: das den objektiven Raum (Kosmos) Ausfüllende heißt in unsrer subjektiven Vorstellung Raum! Das denke einmal einer aus!

***) Denn Zeit ist ja Bewegung.

Ja so, wir sind ja im phantastischen Märchenlande! — — Wir dürfen weiter erzählen.

Das Gleichgewicht des Weltalls war durch die Atombewegung Nr. 1 gestört, gegen das Gravitationsgesetz, ein Zittern ging mit einem Zauberschlage durchs gesamte Weltall! Zur Wiederherstellung der laesa maiestas legis gravitationis mußten sich sämtliche Atome in ihrer vollen Unzahl zur Bewegung bequemen. Das geschah in einem Uebereifer, der das heilige Gravitationsgesetz abermals ganz präcipitant durchbrach; denn durch „Pyknose" brachte die „einzige der Substanz innewohnende mechanische Wirkungsform (agens) durch Verdichtungsbestreben unendlich kleine Verdichtungscentren zu stande („Pyknatome") und diese haben Empfindung und Streben oder Willensbewegungen einfachster Art." *) Zugleich aber verdichtete sich das Ganze zu einem ungeheuren, um sich selbst rotierenden Gasball, einem Weltenembryo, gegen dessen Größe unser Sonnensystem als ein Waisenknabe erscheint. In fortschreitender Verdichtung und Rotation geriet schließlich das Ganze in einen förmlichen Weltenbrand, der glühende Gasball schleuderte nacheinander die Massen der jetzigen Planeten ab, bis

*) Häckel a. a. O. S. 253. Nach S. 259 und 279 sind Empfindung und Streben freilich schon der Substanz an sich zu eigen.

als Rest die Sonne übrig blieb, um die in ewig schnellem Sphärenlauf nun die Trabantenschar rotierend sich wälzt. —

Ich weiß nun nicht, wieviel Millionen von Jahren die Erde ihren Tanz um die Sonne ausgeführt, genug, ihre Rinde war soweit abgekühlt, daß die denkenden und strebenden Atome und Pyknatome dem Gedanken der Schöpfung organischen Lebens näher treten konnten. Man sieht nun aus unserem Märchenbuche nicht genau, ob durch die „Fähigkeit der Vorstellung im bauenden Plasma" *), oder durch die eiserne Notwendigkeit mechanischer Kausalität — jedenfalls entstand im Anfange aller Biogenesis in einer unorganischen Bildungsflüssigkeit durch Autogonie einfachstes Plasma und durch Plasmagonie die primitivsten Organismen aus dem Plasma, anschaulicher geschildert, aus einem Kohlehydrat- und Eiweisklümpchen die erste Monere als Mutter alles organischen Lebens, mit der Zellseele (Cytopsyche) ausgestattet, die deswegen „hohes psychologisches Interesse darbietet, weil in ihr die Funktionen der Empfindung und Bewegung in einfachster Form als chemische und physikalische Prozesse erscheinen."**) Das ist der älteste Ausgangspunkt tierischen und menschlichen Leib-

*) a. a. O. S. 140.
**) S. 447.

und Seelenlebens. Denn — ich darf nicht zu lang mein Märchen ausdehnen — durch Descendenz und Selektion, durch phylogenetische und ontogenetische Formenumwandlungen, durch Anpassung und Vererbung sind nun im großen Kampf ums Dasein durch den Motor des Hungers all die bunten Mannigfaltigkeiten organischen Lebens all der Arten Pflanzen und Tiere geworden, deren körperlichem Werdegang die Bildung von Zellvereinsseelen (Coenopsychen), Gewebsseelen (Histopsychen), Nervenseelen (Neuropsychen) parallel lief, schließlich die noch affenartigen Vorfahren des Urmenschen, die „unzweifelhaft in felsiger, baumartiger Gegend lebten", in Bau und Bewegungsweise dem Gorilla und Schimpanse am ähnlichsten, durch die Verhältnisse ihres Wohnortes genötigt, die hinteren Gliedmaßen immer ausschließlicher als Fortbewegungswerkzeuge zu gebrauchen und sie zu eigentlichen „Beinen" im Sinne des menschlichen Beines auszubilden, die Hände aber nur zum Klettern zu verwenden, wir wir thun, wenn wir an steiler Bergwand auf- und absteigen. Das (!) war das erste Morgengrauen geistigen (!) Erwachens*) des Menschen, der als Urmensch nur langsamen zögernden Schrittes

*) Vetter, a. a. O. S. 79 ff. (!!!)

aus der Tierwelt hervortrat," als ein „starkknochiges, haariges Geschlecht, in Felshöhlen und Erdlöchern wohnend"; „unzweifelhaft" wurde aus dem Affenmenschen (Pithekanthropos) der Mensch, das „winzige Plasmakörperchen in der vergänglichen organischen Natur," das „placentale Säugetier, das nicht mehr Wert für das Universum besitzt, als die Ameise und Eintagsfliege, als das mikroskopische Infusorium und der winzigste Bacillus," *) der sich aber in entsetzlicher Verirrung für ein besonderes, freies und unsterbliches Seelenwesen hält, sich zu dem „paradoxen Begriff eines gasförmigen Wirbeltiers" **) aufschwingt, „Gott" genannt, und sich „in anthropistischem Größenwahn als Ebenbild dieses Gottes verherrlicht." — —

Das war das monistische Märchen. Summa, mit Mephistopheles zu reden: „Leb mit dem Vieh als Vieh!" — Das Märchenbuch hat nicht nur Paulsen ***) „mit brennender Scham" gelesen; hoffentlich sind ihrer doch nicht zu wenige, die es mit ihm schmerzlich empfinden, „daß ein solches Buch möglich war, geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte bei dem Volk, das einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer be-

*) Häckel a. a. O. S. 282.
**) a. a. O. S. 14.
***) Philosophia militans S. 187.

sitzt." — — — Aber sagte nicht Lessing: „Wird ein Buch sogleich beim Erscheinen verschlungen, muß es nur gebracht haben, was sich eigentlich nicht verlohnte zu bringen"? — —

Wohin nun? Zu dem „Glauben" der Monisten, oder zum Glauben der Gotteskinder? — Uns ist von vornherein wohler in einer Welt, wo dem Geist und der Vernunft nicht die Thüre gewiesen ist und die sich trotz aller dunkeln Welträtsel ausweist als das Werk eines lebendigen Gottesgeistes. —

Aber, ob denn wohl die Naturwissenschaft naturnotwendigerweise in ihren modernen, gesicherten Resultaten zur Leugnung des Gottesbegriffes gelangen und beim Atheismus ankommen muß? Oder ob sie nicht damit einen äußerst leichtfertigen salto mortale auf das Gebiet des nicht mehr Naturwissenschaftlichen vollzog, wenn sie bekennt: „Ebensowenig bleibt natürlich in unserem Weltbilde irgendwo ein Platz für den Wohnort eines mit irgendwelchen Attributen ausgestatteten mehr oder weniger persönlich gedachten Gottes —"?*) Gerade der moderne Monismus versteht es, über die Deichsel zu springen; das hic Rhodus, hic salta! ist dem Leichtbeschwingten eine lästige Fessel seines kühnen Hypothesenfluges. Die älteren Evolutionshypothe-

*) Vetter a. a. O. S. 46.

tiker oder Entwickelungstheoretiker dachten bescheidener darin. Zum reinen Agnosticismus des ignoramus et ignorabimus bekannten sie sich in solchen Fragen, d. h. sie erkannten das Vorhandensein großer und fundamentaler Geheimnisse an, deren Betrachtung, Durchforschung, Ergründung nach naturwissenschaftlicher Methode unmöglich sei, unzugänglich ihren wissenschaftlichen Mitteln, und darum ein Gebiet, worum sie als Naturforscher sich weiter nicht zu kümmern hätten, das sie vielmehr getrost den Geisteswissenschaften überließen. Erst seit Huxley und Häckel ist üblich geworden die Behauptung, daß der Glaube von der Wissenschaft als „Kardinalsünde" erwiesen worden sei. Wie unrecht doch und wie vorschnell unbedacht dazu! Als ob nicht der Glaube die tragende Macht wäre, wodurch allein alles menschliche Erkennen und Können erst möglich wird, der Felsengrund, darauf sich die stolzen Gebäude menschlicher Wissenschaft allein errichten lassen, der Adlersfittig zugleich, der uns hinaufträgt zu den lichtesten und reinsten Aetherhöhen des Wahren, Schönen und Guten: aller Wahrheit Fundament für wissenschaftliches Forschen, aller Schönheitsideale Triebkraft für künstlerisches Schaffen, alles Herzensadels Lebenskeim für sittlich gute That, Anker meines Lebensschiffleins unter allen Sturzwellen und Sturmfluten des Lebens, Leuchtstern

selbst in dunkelster Nacht. Der Glaube ist ein Etwas, ohne dessen Besitz ich nicht leben möchte, nicht leben könnte, und so wie ich, wer du auch seist, das Leben und Atmen deiner Seele zu belauschen vermag, weiß ich, auch du müßtest verderben und sterben, besäßest du dieses Etwas nicht, das dir vielleicht bisher nur unbewußt geblieben, oder in seinem wahren Werte nicht genügend erkannt wurde. Nur daß ihr mir nicht Aberglauben, Wahn- und Phantasiegebilde, oder etwa auch bloße Meinung, blaue Einbildung, blasse Hypothese, irgend welches auf bloße äußere Autorität hin prüfungslos und überzeugungsunstrebig angenommene Fürwahrhalten irgend welcher Lehrsätze, sei es eines Religionsbuches, sei es irgend eines philosophischen oder sonst wissenschaftlichen Werkes für den Glauben ansieht, von dem ich hier rede. Auch ja nicht etwa den Heuchelton frömmelnder Muckerei. Auch nicht Opfer der Vernunft. Wie sollten in diesen Schemen und Mißgestaltungen die Urgründe sich öffnen, worin mit allen Fasern seines Wesens meines Daseins Leben wurzelt? Nein, von dem Glauben, den ich meine, redet die Schrift*): „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht siehet."

*) Hebräerbr. 11, 1.

Mein Glaube hat es also einmal zu schaffen mit alledem, was man nicht siehet, was jenseits aller sinnlichen Wahrnehmung, jenseits aller Wissenschaft liegt, was sich weder messen noch wägen, weder zeigen noch beweisen läßt, mit der großen, reich ausstaffierten Welt der Imponderabilien und Indemonstrabilien, die in ihrer idealistischen Feinheit allem Wissenstolze zum Trotz immer wieder als empirismusflüchtig sich erweisen, allem Wissenshohne zum Trotze immer wieder mit ihrem gewaltigen „Dennoch" als die großen gewichtigen Realitäten sich behaupten, auf denen alles Wissen und Können, Wollen und Streben, Denken und Handeln sich aufbaut, die für Leben und Geist Grundlage, Inhalt und Ziel zugleich sind. Und zum andern ist mein Glaube nicht hypothetisch-dubiöser Art, kein flüchtiges Meinungswölkchen an meinem Idealismushimmel, das durch den ersten besten Windstoß der rauhen Wirklichkeit zerrissen und vertrieben werden könnte, ebensowenig ein mattfunkelndes Privatansichtssternlein, das jeder einigermaßen trefffichere Armbrustschütz der Wissenschaft nur so herunterholen könnte mit den Bolzen seiner Beweise, — er ist vielmehr ein „Nichtzweifeln", eine festgegründete, persönliche, unerschütterliche Ueberzeugung, ja mehr: er ist eine „gewisse Zuversicht", ein felsenfestes, unzerstörbares Vertrauen und Hoffen, — wie die helle

Gottessonne da droben, daß ihr Angesicht in den Zeiten voll Sturm und Drang des rauh-wirklichen Weltgeschehens, unter der Angst und den Zweifeln des Herzens, im Druck der Not und Kümmernis des Lebens wohl verdunkelt werden mag, doch sieghaft leuchtend, leben- und herzerwärmend bricht es immer wieder durch im Vollglanz seiner Ewigkeitsstrahlen, oder wie der Kruppsche Gußstahlpanzer der deutschen Kriegsflotte, wogegen kleines und großes Kaliber wissenschaftlicher Angriffe versagt, oder wie der eherne Schild des ritterlich-streitbaren Kämpen, woran selbst feurige Pfeile des Bösewichts *) müssen zu Schanden werden. — —

Von solchem Glauben gilt das alte Hugenottenwort: „Plus à nous frapper on s'amuse, et plus de marteaux on y use," **) — es ist mit ihm, wie mit allem, was heldenhaft ist und groß: wie der Ringkämpfer in der Palästra, erstarkt er im Kampfe, und wie die Eiche im Wald, wurzelt er fester im Sturm. Er wird zum Sieg, der die Welt überwunden hat. Er ist der einzige Pfadfinder, der uns zu uns selber führt, daß wir Erkennenden uns

*) Eph. 6, 16.

**) Nach A. Stöbers Uebersetzung:

„Schlagt zu, schlagt zu! ihr beugt uns nicht,
Ob Hammer auch um Hammer bricht."

selber nicht ewig die nie Erkannten bleiben, uns selbst nie bekannt.

Ohne ihn könnte ich mich selber nicht verstehen, kann ich mich selber nimmer finden. Von ihm losgelöst, bist du nicht ganz, bleibst du ein halber Mensch, ein verstümmelter, gleich dem Adler, der von des Schützen Pfeil getroffen, flügellahm im heißen Staub der Erde liegt, da unten so abgrundtief unter den Aetherhöhen und dem Himmelslicht, dafür er geschaffen und wo allein ihm wohl wäre, sich zu verbluten in seiner Qual, in seinem Heimweh nach dem Felsenhorst. Redet mir nichts dawider, eure Worte möchten „Weisheit" sein, „Weisheit, die red't wie eine Taube". *) —

Denn auch die Weisheit der Wissenschaft kommt ohne Glauben nicht aus, noch hin. Auch die Taube der Forschung würde so wenig wie der Adler des Glaubens im Waldgebüsch des Wissens, am Silberquell der Erkenntnis Genügsamkeit noch hegen, wäre auch ihr dieses Flügels Schwingkraft weggeschnitten. Und zwar sagen wir solches unbeschadet des, daß es borniert und pervers wäre, wollte jemand in den Gebieten, wo wir allein **glauben** können, wissen, und umgekehrt,

*) Vergl. Goethe, Adler und Taube.

wo wir **wissen** sollen, glauben. Glauben, daß $y = 2\sqrt{px}$ die Gleichung der Parabel sei, ist gewiß nicht am Platze; wissen wollen, ob die Welt einen Anfang in der Zeit hatte oder nicht, ist hohle Anmaßung des Verstandes. Denn der Glaube, der es mit Dingen der nichtsinnlich-empirischen Welt allein zu thun hat, fängt allemal genau da an, wo das Wissen zu Ende ist. Glauben und Wissen sind doch zuletzt in völliger Gleichberechtigung die beiden Pole, worum sich unsere gesamte Welt- und Lebensauffassung im innigsten Zusammenhange bewegt. Es sind beide geistige Veranlagungen des normalen Menschen, die Wissensfähigkeit, der Wissenstrieb zur Erkenntnis der sichtbar-greifbar-sinnlichen empirischen Erscheinungswelt, die Glaubensanlage, der Glaubensdrang zur Erfassung des nichtsinnlichen, überempirischen, transcendentalen, geistigen Bestandes, der als der Träger der Sinnenwelt der Objekte sich immer wieder erweist. Wissensmonismus nur eine halbe Welterfassung, wo sich das Wissen beschränken will auf das Gebiet bloßer empirisch-exakter Erfahrung, unvollständig und krüppelhaft-einseitig, ohne Schwungkraft zu wahrhaft erhebendem, Herz und Gemüt erquickendem Seelenleben. Aber nicht minder einseitig und halb, wo sich das Wissen über bloße Erfahrung hinausheben will,

ein idealer Flug zwar — aber nur zu leicht ins Reich des ewig Grauen, ohne praktische Fähigkeit für das Leben mitten zwischen den harten Realitäten der sinnlichen Welt. Aber wer hätte es denn noch nicht erlebt, daß den im ungestillten Wissensdurste ermatteten und erlahmten Seelen ein Trunk aus dem Ewigkeitsquell des Glaubens neue Kraft verlieh, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, wandeln und nicht müde werden? *) Wer mag das nicht einsehen, daß die beiden füreinander da sind, eines des andern Ergänzung, Regulator und Schwungkraft zugleich? So sehen und beobachten wir's wenigstens in der ganzen Art, wie die größten Geister der Menschheit, ob wir nun an Luther denken oder an Bismarck, an Humboldt, Kant oder Goethe, sich ausgelebt haben in all den Kämpfen und Stürmen ihres thatenreichen Erdenseins. Was wären all diese ohne den Glauben an ihre ideale Welt, an die Welt ihrer Ideale, an die Realität dieser Ideale? —

So sollten doch wir kleineren Geister willig und froh von jenen lernen, begreifen lernen, daß Glaube der Träger und Beweger alles dessen ist, was groß und edel, schön und wahr erscheint, bleibend und wertvoll, was uns zu Menschen macht. Bei, trotz und wegen allem

*) Jesaias 40, 31.

Wissensreichtum der Zeit sollten wir wieder glauben lernen von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Wir rühmen am Geschlecht der Gegenwart, daß es so gerne den Dingen auf den Grund geht; ruht nicht all unser Wissensreichtum auf dem Grunde des Glaubens? Denn wie kommt Wissen zu stande? Nur auf zweierlei Art. Entweder durch die Anschauung sinnlicher Wahrnehmung, also a posteriori, oder a priori durch klare Begriffsbestimmung und logisch unabweisbar richtige Schlußfolgerung. In beiden Fällen nach Gesetzen, die als physikalische Normen die Sinneswahrnehmung beherrschen, oder als Denknotwendigkeiten unser Geistesleben regeln. Beide Male nicht ohne Glauben, nicht ohne das Selbstvertrauen auf die Zuverlässigkeit unserer Sinnes- oder Geistesorgane, als welche Zuverlässigkeit wir empirisch gar nicht wahrnehmen können, sondern darauf wir uns einfach bona fide verlassen. Gleich peinlich darum das Gefühl, wenn wir sagen müssen: „Ich traute meinen Augen, meinen Ohren kaum," oder wenn es heißt: „Ich wußte nicht, was ich denken sollte." — Sicher und wider allen Ansturm gefeit ist nun ein Wissensergebnis nur dann, wenn der logisch gedankenmäßigen Erkenntnis die Sinnenanschauung koincidiert und beider Uebereinstimmung sich herausstellt, wie dies der Fall ist bei der unwiderstehlichen Ge-

wißheit mathematischer Sätze. Weniger gewiß sind schon wissenschaftliche Aussagen, die entweder auf dem Wege bloßer Sinnenwahrnehmung, oder allein durch Verstandesschlüsse aus dem Schachte der „Wahrheit" zu Tage gefördert werden. Denn der „Schein" der sinnlichen Beobachtung „trügt" oft genug, im Reiche der Ideen und Syllogismen ist nur zu häufig der Irrtum des Menschengeistes leichtgewonnener Begleiter. Die Geschichte nicht minder des philosophischen wie des naturwissenschaftlichen Denkens und Meinens ist des eine stete Zeugin. Hier ist so häufig statt Wissen bloßes Glauben, im Sinne von Meinen, bloße Hypothese, nur Katzengold. Da giebt auch nur ein einziges feste Sicherheit und zuverlässige Gewißheit: die Hypothese muß durch vom Menschengeiste aus beeinflußte Beobachtung bestätigt werden können, sie muß, wie man sagt, durch einen von uns aus mittels Experimentes modifizierten Nachweis verifizierbar sein. So ist man wissenschaftlich in der Optik jetzt allgemein auf seiten der Undulationstheorie getreten, die freilich *solange*, wenn auch durch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit ausgezeichnete *Vermutung* war, bis für das Wesen des Lichtes als unendlich feiner Schwingungen kleinster Teilchen feinsten Weltstoffes der experimentelle Beweis in der Polarisation des Lichtes erbracht war, wodurch die

Hypothese ins Reich der Gewißheit, des Wissens erhoben wurde.

Alles andere Wissen, das nicht aus aprioristischer Denknotwendigkeit gewonnen ist, aber auch nicht aus a posteriori durch Beobachtung und Experiment nachweisbarer Gewißheit geboren wurde, ist und bleibt problematisch, Hypothese, nur angebliches und eingebildetes Wissen, da es doch nur Meinungsglaube ist. Es ist also verhältnismäßig nur ein außerordentlich Weniges, was wir wirklich wissen, viel mehr, was wir bloß mit annähernder Gewißheit erkennen, was also schließlich doch nur Wahrscheinlichkeit, Meinung bleibt, so stolz es sich auch immer Wissenschaft nennen mag. Und selbst alles gesicherte Wissen, wofür wir uns den gründlichen, von jedem normal denkenden und anschauenden Menschen anzuerkennenden Beweis liefern können, — seine letzten Beweisgrundlagen sind doch axiomatische Grundlagen, Indemonstrabilien, die sich gar nicht beweisen lassen, die aber auch des Beweises gar nicht bedürfen, weil sie im Vertrauen auf seinen gesunden und normalen Verstand ein jeder unmittelbar und von selbst einsieht, weil sie jeder vernünftige Mensch — glaubt. Selbst das stolzeste Gebäude wirklichen menschlichen Wissens, die gesamte Mathematik mit der hochgewölbten Kuppel der Differential- und Integralrechnung, die uns zur rein wissenschaft-

lichen Erkenntnis des unendlich kleinen führt, ruht im letzten Grunde auf Glauben — auf Axiomen, die zu demonstrieren ebenso überflüssig und unnötig, wie unmöglich wäre. — Ich sehe schon, Glauben und Wissen gehören zusammen, ergänzen einander, sind füreinander da, beide uns in der Seele Tiefen gelegt als Wegweiser der Erkenntnis, das Wissen für die Realitäten der sinnlich wahrnehmbaren Welt der Erscheinungen, das Glauben für alle über die Sinneswahrnehmungen hinausgehenden Realitäten der Welt der transcendentalen Ideen und Ideale. — Illusionen und Idole nennt die freilich mancher arme Fant, der sich an Stirner oder Nietzsche, an Schopenhauer oder sonstwem den Haß gegen Christentum und Glauben eingesogen und die Seele krank gelesen hat; wir aber mögen und können nicht ohne sie leben; und glaubt der eine an die ewige Substanz, an die Beseeltheit der Atome, an Kraft und Stoff (lauter jenseits der Sinneswahrnehmung und der wissenschaftlichen Beweisbarkeit liegende Dinge!), der andere an den brutalsten Egoismus und an die ewige Bestie im Menschentume, der dritte an den ewigen Pessimismus und den ewig-dumm-blinden Willen, der als Ding an sich diese Welt und diesen Menschen voll Intelligenz sinnlos hervorgebracht zu einem Leben, das doch nicht wert sei, weder daß man's lebe, noch daß man sich's nehme, — nun,

mit Verlaub, ihr Herren, so werdet ihr mich glauben lassen müssen an meine Ideale: den lebendigen, ewigen Gott, die ewige sittliche Welt, das Gottesreich des Wahren, Schönen und Guten, das hineinreicht aus der Ewigkeit ins kleine Menschenherz und in die große Menschenwelt und sich hier aufbaut auf den ewig festen Grundlagen der Weisheit, Schönheit und Kraft, an ewige Weisheit und Güte, die diese Welt trägt und regiert, an heilige Ziele und Zwecke, denen ewige Allmacht und Weisheit nach ihrem Rate sie entgegenführt, an die göttliche Herkunft, an den ewigen Wert und die ewige Bestimmung der unvergänglichen Menschenseele. Nennt das immerhin „subjektiv" — auch euer Glaube ist euer privates subjectivissimum. Vielleicht — ich will's euch vorläufig, aber nicht definitiv zugestehen — ist mein Glaube, dann aber gewiß auch eurer, Schall und Rauch — — — nun dann wird es ganz drauf ankommen, ob es Schall ist, der dem Herzen wohl thut oder nicht, ob er uns in die Ohren gellt wie Janitscharenmusik und Ueberbrettltingeltangeltöne, oder ob er emporhebt wie das heilige Brausen einer Fuge Sebastian Bachs oder das Stürmen und Säuseln, das Lachen und Weinen eines Beethovenschen Titanenwerkes, — wird ganz drauf ankommen, was für Rauch, ob von einem Pfälzer Kraute, vor dessen

Duft und Geschmack wir lieber ante portas fliehen, oder von einem echten Erzeugnis der Vuelta Abajo, deren Genuß uns zugleich in angenehmer Weise erfreut und anregt — mit einem Worte: es wird drauf ankommen einzig, unter welcher subjektiver Auffassung wir uns am wohlsten befinden in diesem Leben. Verargt mir's nicht: bei euch vermag ich's nicht. Es erscheint mir an eurem subjektiven Glauben alles so mißtönig, so antiwohlgerüchig! Lieber habt ein wenig mehr Hochachtung vor meinem Glauben. Er ist neben den vielen Thatsachen der natürlichen und geistigen Welt doch auch eine gegebene, real vorhandene Thatsache. Mißachtet sie nicht. Nennt ihren Inhalt nicht Illusion noch Idol. Sie ist nicht Erfindung dichtender Phantasie. Sie ist meines Lebens Grund, meines Daseins Inhalt, meines Weges Ziel. Allen Respekt vor dem Wissen! Aber wie kühl läßt es den Kopf, wie wenig erwärmt's das Herz, wie matt füllt es die Seele aus! — Pythagoräischer Lehrsatz: $a^2 + b^2 = c^2$. Bewiesen. Verstanden. Abgemacht. — Gleichung der Lemniscate:

$$y = \sqrt{-x^2 - E^2 + \sqrt{4E^2x^2 + A^4}},$$

oder $r^2 (r^2 - a^2 \cos 2\varphi) = 0$; Simpsonsche Regel für Näherungswerte bestimmter Integrale:

$$\int_{x_0}^{x_{2n}} f(x)\,dx = \frac{h}{3}(y_0 + 4y_1 + 2y_2 + 4y_3 + 2y_4 + \ldots + y_{2n}).$$

Bewiesen. Begriffen. Fertig. — Schlacht bei Leuthen:

5. Dezember 1757, hatte die und die Veranlassung, diese und jene Folgen. Gemerkt? Punktum. — Oder: Perfektum von fero: tuli. Gelernt? Fertig. — — — Wie kalt! Wie eisig! Wie winterlich! Wie anders doch schon, wo sich's handelt um das Wissen vom Glauben der andern. Das wärmt die Seele, das erhebt und begeistert das Herz, das führt uns auf den Weg zum Finden unser selbst. Zu wissen um einen Themistokles oder Friedrich II. oder Bismarck in ihrem Glauben an die sittliche Kraft ihres Volkes, um einen Luther oder Schleiermacher in ihrem Glauben an die Zukunft ihrer Kirche, um einen Kolumbus oder Galilei mit ihrem Glauben an die Wahrheit ihrer Idee, um einen Goethe oder Schiller mit ihrem Glauben an das Göttliche in der Kunst — und um all die Großthaten, die solcher Glaube erzeugte — es ist wie frischer Frühlingshauch, so sonnenwarm! Es läßt uns nicht mehr kühl, weil es uns zeigt, wo wir den Mann finden, wo die Persönlichkeit steckt: nicht in ihren Aeußerlichkeiten, nicht einmal in ihrem Wissen — allein in ihrem Glauben. Das macht uns manchen vielvergötterten unter den Menschen so armselig, so klein, so widerwärtig, weil er bloß glaubt an kleine Armseligkeiten, an Schlechtes und Gemeines und Erbärmliches, und mancher arme Köhler oder Faß-

brenner erscheint als erhabene Größe gegen alles gelehrte und übergelehrte Wissen, weil er Persönlichkeit in sich trägt, Glauben!

Und nun erst der Glaube selbst, vollends der religiöse Glaube. Der ist keine Illusion, nicht Schall noch Rauch! Er ist Lebensluft, Seelennahrung, Herzenspulsschlag! Hüte ihn wohl! Du kommst um ohne ihn. Du erfrierst. Nimm ihn ernst. — Nein, er hält dich fest. Du kannst nicht von ihm los. Mag es auch noch so sehr abweichen, dein Glauben, von der biblischen Offenbarung, mag es sich Monismus nennen oder Ueberzeugung von der sittlichen Weltordnung, du „bekundest doch damit ein noch ungestilltes Hungern und Dürsten der Seele; die Frage nach Gott, nach dem ewigen Leben läßt dich einfach nicht los; du magst noch so sehr wider den Stachel löcken, bist doch von der Hand Gottes erfaßt. Und die kalte Gleichgültigkeit eines im äußeren Sinnengenusse übersättigten Geschlechts ist doch wohl auch das Gegenteil dessen, was ein Mensch wie du sucht." *) Das Menschenherz ist nun einmal darauf hin geschaffen, daß es Gott suche, bis es ihn finde, bis es sich selber finde in ihm und in ihm Ruhe, Klarheit, Frieden, Leben für sich selbst. Goethe hat voll-

*) Vergl. Nippold, Kollegiales Sendschreiben an Ernst Häckel, 1901, S. 43.

kommen recht: „In unsres Busens Reine wogt ein Streben, uns einem Besseren, Höheren, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben; wir nennen's fromm sein." — „Und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht," fügt sein kongenialer Freund hinzu, der sich mit ihm in den Lorbeer teilt. Darum geh nicht in die Wüste, wo der Glaube nicht blüht, wo nur die Glut der Sonne brütet über Sandmassen und bleichenden Gebeinen, wo die fata morgana dich trügt und täuscht; bleib hier im Schatten der Oase, wo die Wasser des Lebens rauschen, Labsal und Genüge zurauschen deiner Seele; bleibe beim Glauben! Ohne ihn wirst du nimmer genesen von deinem Heimweh nach der Ewigkeit, daran du, es selber wissend oder dir selber unbewußt, leidest im tiefsten Grunde deines Herzens. Einer meinte freilich einmal, die Religion sei ein pathologischer Zustand der Menschenseele. Fragt sich, ob das Pathologische bei ihm ist, oder bei mir. Mir will scheinen, es war geredet, wie wenn ein blindgeborener Erdensohn es pathologisch finden wollte, daß die andern die Gemäldegallerien im Dresdener Zwinger oder in der Münchener Pinakothek besuchen, anstaunen und preisen. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Aber darf ein Krüppel ohne Füße es pathologisch nennen, daß die anderen auf gesunden Beinen

herumspazieren in der Welt? Jedenfalls ist es weder wissenschaftlich, noch geraten, den pathologischen Zustand und die Arzenei zu verwechseln. Etwas Pathologisches trägt ja gewiß dieser Trieb der Menschenseele nach Erfassung des Unendlichen, das Heimweh nach der Ewigkeit, dieses Dürsten und Sehnen nach dem Urquell alles Lebens und Seins, solange es ungestillt ist, an sich, gerade wie das Schreien des Hirsches nach frischem Wasser Kunde giebt, daß und was er leidet; aber den Quell, der sein Leiden stillt, die Religion, die als einzige Salbe in Gilead jene Seelensehnsucht heilt, sollte kein Vernünftiger pathologisch nennen!

Aber zeigt uns denn nicht die moderne Naturwissenschaft, daß die Religion aus dem „Animismus" der Naturvölker sich entwickelt habe, aus der Vorstellung von der unmittelbaren Beseeltheit der Naturobjekte und Naturerscheinungen, und aus dem „Ahnenkultus", der wiederum durch Traumerscheinungen Verstorbener zu erklären sei, daß sie sich entwickelt habe von diesen untersten rohesten Stufen phantastischen Märchenglaubens zum Fetischdienst und von da zu immer höheren Graden, denen sie, die Naturwissenschaft, die allwissende und allbegreifende, die letzten Hüllen und Flitter abstreife, um sie in der Schande der Nacktheit bloßzustellen als das, was sie ist: „Nur Menschenwerk, grobe Selbsttäuschung, raffinierter

Priesterbetrug *)"? — Nun, dagegen sagen wir erstens: Die Naturwissenschaft hat für die Ausübung dieser liebenswürdig-ehrbaren Absicht weder Kompetenz noch Instruktion, noch mögen wir von ihr solche Kammerzofendienste oder solches Henkerhandwerk begehren, wo unsere Seele dabei ist, ihrem Gotte im Himmel sich ganz und gar zu eigen zu geben. Zweitens: Daß die Religion des Menschengeschlechtes eine Entwickelungsreihe vom Animismus und Fetischismus, wo der „Gläubige" seinen Götzen prügelt, der ihm nicht zu Willen war, bis hin zu jener Vollendung durchstiegen hat, wo Christus betet: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe," — das hat nicht die Naturwissenschaft entdeckt, das ist vielmehr festgestellt durch die Wissenschaft der Theologie und Religionsphilosophie selbst**). Drittens: Ein anderes ist die Frage nach dem geschichtlichen Anfange und dem historischen Gewordensein einer Größe, ein anderes die Frage nach der Wesenheit der vollendeten Größe selbst. Zufällige Geschichtswahrheiten, und wären es Evolutions-

*) Vetter a. a. O. S. 141.

**) Vergl. Pünjer, Religionsphilosophie, Lipsius, Dogmatik u. a. Hinsichtlich der geschichtlichen Vorstufe des Christentums, nämlich der jüdischen Religion, namentlich Wellhausen, Prolegomena zur Gesch. Israels.

theorien, können bleibende Wesenswahrheiten nicht ersetzen, aber auch nicht verdrängen. Das Königreich Preußen bleibt unter den Mächten der Gegenwart dennoch eine recht respektable Größe, trotz des geschichtlichen Nachweises, daß es sich aus dem kleinen Kurbrandenburg welt*geschichtlich* „entwickelt" hat; der Mensch dennoch ein für Vernunft und Sittlichkeit angelegtes Gottesgeschöpf, die Krone der Schöpfung, auch wenn unwiderleglich der naturwissenschaftliche Nachweis gelänge, daß er natur*geschichtlich* das Schlußglied einer Entwickelungsreihe sei, deren Ur-Urahne die Monere ist; die Religion doch die größte Geistesmacht über die Menschenherzen und in der Menschheitsgeschichte, auch wenn sie kultur*geschichtlich* aus animistischen Anfängen entstanden ist.

Und nicht nach Historie, *nach Wesenheit der Religion* haben wir zu fragen, wollen wir uns selber finden und begreifen, woher wir kommen. — — —

Als ein Ich haben wir uns erkannt, als ein lebendiges Ich, getragen vom Leben, von einer lebendigen Seele. Ein Ich aber bin ich nur, kann ich nur sein und als solches mich fühlen durch den Gegensatz, durch ein Nichtich, durch ein mein wertes, mir angemessenes, mir entsprechendes Du, woran ich selber mich erleben kann. Nur so finde ich mich

selbst. — Und groß muß das Du sein, daran ich mich erleben will, daß es keine Lücke läßt in meiner Seele. Der horror vacui sitzt mir da drinnen. Sie leidet nichts Halbes, nichts Geteiltes. Ganz und gar will sie ausgefüllt sein von diesem Du. — Und klingt's nicht aus der Kinderzeit her an unser Ohr, das Jesuswort: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen," Joh. 14, 23. Klingt's nicht noch ans Herz wie Himmelsglockenklang einer unendlich großen Verheißung? — Groß, daß auch ich mich hinein versenken kann mit ganzer Seele in die Länge und Breite, in die Tiefe und Höhe. Zugvogelnatur, Tauchermut drängt mich im Geiste, hinaus- und hinaufzufliegen in ungemessene Fernen und Weiten, hinabzusinken in Meeresabgrundtiefen, die keines Schiffsmanns Faden je erreicht; an keiner Endlichkeitsschranke mag mein Geist sich stoßen bei seinem Ewigkeitsfluge und seinem Unendlichkeitsbade, noch auch irgendwo den Bretterzaun anrennen, hinter dem ein ödes, totes Nichts uns glotzend entgegengähnt. Erinnerst du dich noch aus der Prima her, daß wir da einmal, nur so halb verstanden, von dem Worte Schleiermachers hörten: „Religion sei das Innewerden des Unendlichen im endlichen Menschengeiste." Weißt du noch? Innewerden des un-

endlichen, ewigen Geistes, von dem schon der Psalm sagt: „Du aber bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende.“ Ps. 102, 28. Klingt's nicht wie jubelnde Jugendverheißung auch noch ans alternde Herz? — Und gut möchte und müßte es sein, dies große unendliche Du, — das bin ich selber ja wohl wert, — vollkommen gut. Denn das Gut-sein-wollen, der brennende Wunsch, immer mehr gut zu sein, ist mir ins heiß brennende Herz geschrieben und läutert sich in seinem Feuer immer mehr, und darum, wenn es schon in irdisch-innigen Verhältnissen geraten und wohlgethan ist, zu prüfen, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, um dem Sehnen meines eignen Herzens zu genügen, muß ja wohl ewige Güte und Liebe dies ewig große Du sein, worin ich mich selber finden kann. Nimmermehr kann ich's suchen jenseit von Gut und Böse; eher würde ich mich dem radikal Bösen verschreiben, wie Faust sich dem Mephistopheles, wenn ich mich nicht in einem radikal und ewig Guten finden soll. Nein, es muß um der Achtung willen vor meinem eigenen Ich mit dem keimenden und treibenden Drange zum Gutsein vollendete Güte sein — und hättest du's nie gehört: „Niemand ist gut, denn der einige Gott“ (Mc. 10, 17); aber auch: „Seine Güte währet ewiglich,“ „Gott ist die Liebe?“ — — Leben und Friede, Geist und Wahrheit müßte es sein;

Leben und Geist, um meinem Geist und Leben ganz zu entsprechen, um seinen Widerhall zu erleben an den mitschwingenden Saiten meines Herzens; Wahrheit und Friede für mein wahrheitsdurstiges, friedwehleidiges Herz, das zwischen den welthart sich reibenden rauhen Wirklichkeiten des Lebens so wenig Wahres und Echtes findet, so sehr selten nur die fluchtbeschwingten Augenblicke eines kurzlebigen Friedens. Ist's nicht echt menschlich-natürlich, daß der Psalmsänger bekennt: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott" *) —? So menschlich echt und verständlich, daß tiefbewegten, sehnsuchtszitternden Herzens selbst dem riesenhaften Titanengeiste des olympischen Dichterfürsten der Seufzer entquillt:

„Der du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest, —
Ach ich bin des Treibens müde! Was soll all der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede, süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust." — —

Das sind doch Klänge, die ein Echo finden in deinem Herzen. Sie sind doch nicht u n menschlich, nicht ü b e r menschlich; weder kindisch noch senil; grad in der Vollkraft der Jahre ziehen sie sehnsuchtsvoll und warm durch die Seele eines jeden — „Menschen". Warum wolltest du nun nicht den Einen dir zum

*) Psalm 42, 3.

Führer nehmen, der von einem Frieden wußte, den die Welt nicht geben kann, weil er höher ist denn alle Vernunft, der diesen Gottesfrieden der Ewigkeit in sich trug, ihn hatte, und darum allein sprechen durfte, aber auch wahrhaftig und wirklich sprach friedseligen Mundes: „Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch! Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" — — —

Groß, gut, Leben, Geist, Warheit, Friede — das kann nur das Du sein, woran ich mein Ich erleben und finden kann. Der Weg zu ihm: Glauben und Frömmigkeit, Religion. Die einzige Realität, worin ich es finde: — Gott, der große, gute Geist, voll Gnade und Wahrheit, voll Leben und Friede, daß im Aufschauen *) zu ihm und im Wiederanknüpfen *) meines Seins an sein göttliches Sein durch Denken des Wahren, durch Wollen des Guten, im Gefühl ewigen Friedens mein Leben sich hingebe an das seine, um von ihm wahres Leben zu empfangen. Lebensgemeinschaft mit Gott voll Kindesvertrauens, voll Kindesdankbarkeit, voll Gottessegen und Gottesfrieden — das ist mein Glaube, das nenne ich Frömmigkeit, einzige Lebenskraft, Religion.

Sie ist durch und durch normale Funktion

*) „Religion": von ligere = schauen, „lugen" — oder von religare = verknüpfen.

meiner inneren Natur; ihr Fehlen erschiene mir als psychopathische Störung meines Innenlebens. Darum auch: „Religion wird nie aussterben, sie entspricht zu sehr dem innersten und tiefsten Bedürfnis des menschlichen Gemüts. Es bedarf im Glück, um nicht in Uebermut und Verblendung unterzugehen, des Aufblickens zu dem Höheren, in dem es mit Freude und Dank ausdrückt, daß es sein Glück nicht als verdienten Lohn, sondern als freie Gnade hinnimmt; es bedarf im Untergange seiner Hoffnungen und Pläne des Hinblicks darauf, daß die irdischen Dinge nicht von absoluter Bedeutung sind; es bedarf in der absoluten Ungewißheit aller irdischen Dinge und der tiefen Unwissenheit über die eigene Zukunft, um nicht einem haltlos umhertreibenden Aberglauben anheimzufallen, der Zuversicht, daß, was immer kommen möge, ihm zum Heil geschickt sei; es ist sicher nicht Zufall, daß, wo dieser Glaube zurückweicht, der Aberglauben sich ausbreitet." — — So spricht — nicht irgend ein Theologe, sondern ein Philosoph, Friedrich Paulsen *). — —

Mag drum einer immerhin schreiben **): „Wer noch nicht den ... Monotheisten in sich überwunden hat, der hat das Land der Kultur noch nicht betreten.

*) Ethik S. 356. Vergl. dazu Eucken, „Der Wahrheitsgehalt der Religion" (Jena 1901).

**) J. Hart, Der neue Gott, S. 171.

Er ist ein Wald- und Steppenwilder, ein Barbar, ein armer Hottentotte, und wenn er noch so reiche Europäergewänder trägt. Mit stumpfem Sinn geht er durch die blühenden Gärten des Geistesmenschen dahin. Und ... Monotheist ist jeder, der noch den Gott als eine fremde, andre, besondere Gewalt neben und über sich sieht. Da ist ihm diese Erde und sein Leben auch ein fremdes, dunkles Land, worin er sich nicht zurechtfinden kann, und wodurch er mit Zittern und Zagen schleicht, — ein Sklave jeden Steins, an den er mit seinem Fuß stößt, und der ihm dadurch schon zur höheren Gewalt, zum Gott wird. ... Monotheisten sind Gottesknechte und darum ewig gebundene Seelen, tote Geister, unterwürfig und verzagt vor allem, was sie unterwirft." —

Wir sagen ihm, er kennt nicht das Menschenherz, weder in seiner Verzagtheit noch in seinem Trotz, nicht in seinem Dürsten und Schreien nach dem Ewigen, noch in seiner Seligkeit in Gottes Gemeinschaft, und daß er die Lebenskräfte christlichen Glaubens nicht entfernt an sich erfahren hat. Die Natur- und Entwickelungsgeschichte der Menschenseele hat er nicht begriffen. Oder doch: in seinem neuen Welt-Ich-Gott-Einheitsdogma spricht sich aus dasselbe Seelensehnsuchtsgefühl nach unendlich Ausfüllendem, nach unendlich Befriedigendem, wie sie als psychologische Naturnotwendigkeit in jeder Men-

schenseele unser Denken und Sein, unser Ahnen, Hoffen, Fühlen, Wollen gravitieren läßt in der Richtung auf den großen Centralpunkt des gesamten Universums, auf Gott, — dennoch auf Gott, zu dem hin die Seele geschaffen ist. Nur daß wir es sagen müssen, Christen sind nicht Gottesknechte, nicht ewig gebundene Seelen, nicht Sklaven jeden Steins, nicht tote Geister, unterwürfig und verzagt. Sie sind — sie glauben nicht es zu sein; sie wissen's aus der Gewißheit unmittelbarer persönlicher Erfahrung ihres Lebens in Gottes Gemeinschaft —: sie sind, und wärens's auch Wald- oder Steppenwilde, arme Hottentotten, sie sind Gotteskinder, niemandem unterthan, als der einzigen wirklichen Großmacht im ganzen Kosmos, dem lebendigen Gotte, darum ewig freie Seelen, Ewigkeitsmenschen, Geisteserben ewigen Lebens, trutzige, sieghafte Kämpfer wider alles was sie unterwerfen will, — ihre Losung: „Dennoch fürchten wir uns nicht, was will uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist? Trübsal oder Angst, Fährlichkeit oder Schwert? In dem allen überwinden wir weit! Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!" — Herren der Welt in der Kraft des Glaubens! Mich

dünkt, mit besserem Rechte als sonst irgendwer darf der Christ bekennen: ‚Ein Einziges sind Gott, Welt und Mensch' *) — in mir — werdend durch den Glauben!"

Das alles, weil zu Gott meine Seele spricht, wie es im Minnesang des Wernhêre vonTegernsee heißt:

„Dû bist mîn, ich bin dîn:
des soltû gewis sîn.
Dû bist beslozzen in mînem herzen;
verlorn ist das sluzzelîn:
dû muost immer dar inne sîn."

Gott das einzige große Du, die einzige Realität, worinnen ich zu mir selber komme, mich selber finde. — — —

Nicht die einzige freilich, und nicht die erste, woran ich mich selber erlebe. Noch ehe ich Gott recht erkannt und gefunden, schon damals, als ich im schlichten Reichtume der Kinderphantasie und des Kinderglaubens mir ihn dachte als den durchaus frommen und überaus wohlwollenden, überstein-alten Mann mit dem langwallenden, wolkengrauen Barte, der trotz seines Alters alles kann und droben wohnt in seiner großen Himmelswohnstube, wo die Englein in Christkinds Weihnachtswerkstatt so emsig hantieren, damit wiederum werden könne auf Erden weit und breit bei allen Kindern große Freud' —

*) J. Hart a. a. O. S. 171.

der auch von dort alles sehen kann, auch alle artigen und all' die wildwüchsigen kleinen Burschen, schon damals, als ich noch alle Tage betete: „Und laß auch wieder recht viel Aepfel wachsen" — und als ich mich fürchtete, weil er überall war, auch in unserem Zimmer, ich könnte doch den Unsichtbaren einmal unversehens anstoßen oder auf die Füße treten und kränken — damals schon lange stand noch eine andere Riesenmacht von unendlicher Größe vor meiner Seele, aufdringlich fast, daß ich die großen Leute immer fragen mußte über warum und wozu? — und dann später werbend all die Zeit daher um mein heiß-glühendes Herz mit heiß-glühenden Versprechungen, als wäre sie mein wert, als könne sie ausfüllen dies kleine und doch Unendlichkeiten fassende Herz, werbend um mein Ich, ein Du von bestrickender Gewalt und zauberhaftem Reiz, daß auch der ruhiger und objektiver gewordenen Mannesart sie noch oft genug begehrlich erscheint, ein himmlisch Bild in einem Zauberspiegel — „Frau Welt" — minniglich anzuschauen, und doch, wo als gottesleer von gottesleerer Seele ergriffen, eine Lurleihexe! Wie sie Konrad von Würzburg *) schon im Dichtergeiste geschaut: Ein wundersam reizend Weib, mit seidnem Gewand und güldener Krone

*) † 1287.

und sinnberückend in ihrem Lächeln, willenerdrückend in ihrem Begehr — von vorn gesehn! — von der Rückseite: eine fahlfarbige, bis auf die Knochen madenzerfressene, blatternbedeckte Gestalt, von einem Leichentuch kaum notdürftig bedeckt! Das wäre die gottleere Welt. Welch ein Verhältnis, welch ein Verhängnis zwischen mir und ihr! Sie hält nicht, was sie lachender Miene und schaumweintrunkenen Mundes versprach, dahinschreitend im Tänzerschritt! Ohne einen Gott, der sie leitet, ein sinn- und zweckloses Uhrwerk, dessen Räder ohne Anteil an meinem Glück oder Weh maschinenmäßig mich jetzt in den Himmel tragen, jetzt mich herabstürzen in den Tartarus, bald sanft mich wiegen, bald herzlos mich zermalmen! Abhängigkeit, Vergänglichkeit — das ist das Los, wenn wir, los von Gott, uns ihr zu eigen geben. Unfreiheit im undurchbrechbaren Verflochtensein in ihres Kausalzusammenhanges ehernen Ketten, Moder und Verwesung im schmerzlichen Unterworfensein unter den ewigen Wandel und Wechsel des Werdens und Vergehens, dem diese seufzende Kreatur selbst unterworfen ist. So hat's uns Sascha Schneider, der geistvoll-moderne und dennoch christlich empfindende Künstler, gezeichnet im Bilde: Ein von allem entblößter, an Händen und Füßen gefesselter Mensch steht gesenkten Hauptes, wie an

allem verzweifelnd, voll stummer Resignation auf der Erde, umgarnt von den plumpen Pfoten eines schwarzen, quappigen Ungetüms, das ihn öde anstarrt mit blöden, papierlaternenhaften Mondlichtsaugen, den Rachen unheimlich geöffnet mit seiner Zähne Schärfe und Schneide — verstehst du dies Bild? „Abhängigkeitsgefühl" ist seine Unterschrift. Ein biederer Bäckermeister meinte: „scheußlich!" als er's sah. Ob er an Tieferes dabei gedacht, als bloß an seine Brote und Semmeln? — Ja: scheußlich! Wird der hilflose, ratlose, rettungslose Mensch, falls er nicht bald gepackt, zertreten, verschlungen wird, unter der hypnotisierenden Wirkung dieses Blickes nicht schließlich vorziehen, freiwillig in den offenen Rachen sich zu stürzen, wie jenes Eichhörnchen, davon uns Schopenhauer *) erzählt, in den Schlund der Schlange? Ist's nicht zum Pessimistisch werden? — Hast du dir schon einmal überlegt, weshalb alle auf atheistischer Grundlage konstruierten philosophischen Systeme oder landläufigen Lebensauffassungen naturnotwendig in die Geistesschwindsucht des Pessimismus hineingeraten müssen? Deshalb, weil meine Seele angelegt ist auf Freiheit und Leben, und in der gottleeren Welt findet sie nur Kausalitätszwang und Todesvernichtung. Eine schauderhafte Welt!

*) Welt als Wille und Vorstellung, II, 405.

Aristoteles sagt von ihr: „ἡ φύσις δαιμόνια μέν ἐστιν, οὐ δὲ θεῖα.“*)

Und doch, hätte er sagen sollen: „Die Natur ist entweder (als gottleere) dämonisch, oder sie ist göttlich. Denn nur einen Ausweg giebt's aus den Klauen dieses fühllosen, unholdigen Schemens. Nicht die Naturüberwindung im Sinne tieferer Erkenntnis! Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, und Wissenmacht lange nicht im höchsten Sinne frei. Nicht die Naturbezähmung im Sinne der stolz sich entwickelnden Technik! Sie macht bei allem staunenswerten Fortschritt der Kultur wiederum nicht frei; ihre Kehrseite ist sogar schmerzlichste Unfreiheit, Sklaventum der Gebundenheit an Maschinen, an Stunden und Minuten, ans ewige Einerlei, an die herbsten Sorgen und Kümmernisse. „Wo viel Wissen ist, da ist auch viel Grämens“**) — desgleichen, wo viel Technik ist.

So laßt uns doch den einzigen Ausweg verständig und mutig wagen. Ich meine, wir sind's uns selber schuldig für die kurze Spanne Zeit, die wir hier seufzen und klagen, oder danken und preisen können. Er heißt Glaube an Gott, Glaube

*) „Die Natur ist satanisch, nicht göttlich.“
**) Pred. Sal. 1, 18.

an die gottesvolle Welt! Und siehe, die Gespensteraugen jenes dämonischen Höllendrachens wandeln sich in freundliche Vateraugen, die mit mildem Himmelsglanz herniederleuchten zu dem staubgeborenen Sohn der Erde und offen stehen über allen Wegen der Menschenkinder: „Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht;" jene plumpen Unholdsklauen in Allmachtshände, weich und stark in einem, die väterlichen Sinnes uns leiten und führen nach ewigen Friedensgedanken, bald mit dem Stab „Sanft", bald mit dem Stecken „Wehe", und ein Herz voll vollendeter, reinster und reichster Liebe fühl' ich schlagen in dem Pulsschlag dieser Vaterhand, und kein nachtschwarzer, schlinggieriger Todesrachen gähnt mir mehr entgegen: an seine Stelle trat ein freundlicher lichter Gottesengel, sein Kleid hell wie ein Blitz und seine Botschaft: „Nun ist die Zeit der Erziehungsschule da unten aus, die Zeit der Lehr- und Wanderjahre, all die Uebungs- und Prüfungsstunden, nun komm aus der Abhängigkeit und Vergänglichkeit der Erde zur ewigen Freiheit, zu ewigem Leben! Er der Vater, ich sein Kind; sehet, solch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen! — So verklärt sich mir die Welt zu einer Gotteswelt, einer Werkstätte von Ewigkeitsgedanken

Gottes, die zu meinem Frieden dienen müssen. So sind alle ihre Freuden, von dem, was mein Herz aufjauchzen macht zu Jubelhymnen und Halleluja, bis zu dem schlichten Bissen Brotes, mit dem ich in stiller Zufriedenheit mein Erdenleben friste, verklärt von dem Lichte freundlicher Vatergnade, daß ich sie hinnehmen muß mit Danksagung. So sind all ihre Leiden, all das, was unser trotzig verzagtes Herz in seinem Unverstande „Uebel" nennt, von den kleinen Verdrießlichkeiten des Tages in Beruf und Familie bis hin zu den schmerzvollen Dornenkronen und Leidenskreuzen der Erde, die meine arme Seele schier zerpressen und zerkeltern wollen, verklärt dennoch vom Himmelsglanze erziehender Vatergnade, kraft deren ich es, wenn auch unter Seufzen und Thränen erfahre: „Es muß also gehen; denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen; nur unter der Kelter der Thränen, nur im Läuterungsfeuer des Schmerzes kann ich werden, was ich werden soll." — So hebt sich das strenge Kausalitätsgesetz nicht auf, das die Welt beherrscht, aber aus vernunftlosem Naturzwang wird es mir das vernünftige Gotteswerkzeug, die Vaterhand, womit er seine Heilsabsichten und Friedensgedanken zum Ziele führt im kleinen wie im großen, im unendlichen Universum, wie im Menschenherzenskämmerlein. Für pessimistischen Weltschmerz habe ich keinen

Raum mehr, seit ich mich selbst in Gott gefunden, seit ich begriff und faßte im Glauben, was unser Rückert in seinen Lehrgedichten sagt:

„Ich, der Gefangene, der mit seinen Ketten spielt,
„Der blinde Schütze, der nach hohem Ziele zielt,
„Der Geistern anverwandt, ans Tier gebunden,
„Sich selber suchend, stets sich selbst entschwunden,
„Der nicht weiß, was er ist, war, oder werde sein,
„Was wär' ich denn, wenn ich nichts wär', als ich allein?
„Ich bin auch du, weil du das bist, was in mir ist;
„Ich bin mehr als ich bin, weil du mein Alles bist!" — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich mich selber, meinem ganzen innersten Wesen nach, und mit mir die Welt, wenn sie nicht sinn- und vernunftlos sein soll, findend einzig in Gott, so daß „Gott, Welt, Ich ein Einziges werden" in mir durch den Glauben — wie kann ich jetzt noch anders antworten auf die Frage: „Wo komme ich her?" als daß ich sage: „In ihm liegt die letzte Wurzel meines Seins: ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen! Von ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge — auch mein armes, hilfloses, schwaches Ich." — Sagt dagegen, was ihr wollt — ich k a n n nicht anders! — Nicht Zufallswerk einer blindlings wirkenden Evolution, sondern Gottesgeschöpf! Meine V e r n u n f t reicht meinem Glauben die Bruderhand, um mir das aufs neue zu bestätigen. Es kann und darf ja doch auch kein Wider-

spruch sein zwischen beiden. Glaube ist niemals Unvernunft, Vernünftigkeit nie Unglaube. „Der Unglaube stammt gewöhnlich aus Gleichgültigkeit, oft aus Vorurteil, und ist niemals etwas, worauf man stolz sein könnte." *) — —

Wir haben oben uns gefunden als erwachsen auf dem Grunde des Lebens. Eine lange Reihe von Voreltern und Ahnen liegt hinter uns, eine Reihe, die körperlich vielleicht wirklich zurückreicht bis zum ersten armseligen Einzeller der Protistenstufe. Wer wollte dem Schöpfer wehren, wenn er den homo sapiens auf dem Höhenpunkte seiner Erdenkreatur statt in selbständig schöpferischer Handlung in der geraden Linie einer zusammenhängenden aufsteigenden Entwickelungsreihe geschaffen hätte? Er bliebe deshalb immer Mensch, Gottesgeschöpf, Schöpfungskrone. Aber woher das Leben? Es widersetzte und verhartnäckte sich der rein mechanistischen Erklärung. Diesem Dogma der „Wissenschaft" spottete jeder Versuch experimentellen Nachweises: homunculus ließ ebensowenig künstlich und fein sich bereiten in chemischer Retorte, wie auch nur die simpelste lebendige Zelle, ob es gleich einer, ein Mann der „Wissenschaft", neuerdings versucht hat, aus einem Gemisch von Benzin und Schmierseife und

*) G. J. Romanes (englischer Naturforscher), Gedanken über Religion, 1899 (Göttingen), S. 126.

wer weiß was noch lebendige Zellen zu fabrizieren! Die Hypothese so durch und durch anfechtbar, der Experimentalnachweis so absolut unerbringlich; die ganze Auffassung so öd und schnöd, so „präterspektiv", so unfruchtbar für mein inneres Leben und Sein. Wo wird Vernunft des Lebens Wurzeln suchen, wenn Wissenschaft in der Materie sie uns nicht aufzuzeigen vermag? Ich denke, doch wohl vernünftigerweise bei dem Urquell alles Lebens, da wo sie der Glaube sucht: „Bringt, ruft auch der geringste Wurm, bringt meinem Schöpfer Ehre! Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht, bringt unserm Schöpfer Ehre!" — — Gott ist Leben, auch meines Lebens Urgrund und Quell. —

Wir begriffen unser Ich als gefaßt in lebendigen, vernünftigen Geist, der zwar von den materiellen Bestandteilen des Leibes abhängig ist, wie der Arbeiter von seiner Maschine, aber doch auch wieder wie dieser die ganze Maschine beherrscht, geradezu phänomenal-übervirtuosenhaft die schier unendlich tastenreiche Klaviatur des Leibesmechanismus kunstvoll beherrscht, und wir konnten sehen, wie keine Wissenschaft dieses Geistesphänomen auf dem mechanischen Wege atomistisch-materialistischer Theorie zu erklären vermochte. Woher der Menschengeist, wer

senkte die Fähigkeiten des Denkens, Wollens, Fühlens hinein, wer die Ewigkeitsfunken der Vernunft und des Glaubens? Von außen her sind sie nicht erworben; es ist in der geist- und gottentleerten Welt aber auch notorisch rein gar nichts, woher sie erworben werden könnten. Durch Gewöhnung, Vererbung, Lehre anerzogen sind sie nimmermehr; es giebt nichts zu erziehen und zu vererben, wozu nicht die Anlage in entwickelungsfähigem Keime vorhanden ist. Wo wird Vernunft den Ursprung des Geistes noch immer zu suchen haben? Bei dem Urgrund alles Geistes, wenn Vernunft noch vernünftig ist; da, won ihn der Glaube sucht: „Des Menschen Geist, den sein Verstand dich zu erkennen leitet, der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis, ist sich ein täglicher Beweis von deiner Güt' und Größe!" — Gott ist lebendiger Geist, Pleroma alles Geisteslebens, auch meines Geistesfunkens Ursprungsglut. —

Wir blicken in die anorganische Welt: endlose Ewigkeit, unbegrenzter Raum vor uns, endlose Ewigkeit, Raum ohne Grenze hinter uns, Kausalitätsreihen um Kausalitätsreihen in unendlichem Spiele — jede Wirkung wieder neuer Wirkungen Ursach, viele Reihen einander kreuzend und zusammentreffend, einander aus- und einschaltend, je

nachdem es nötig ist zu diesem oder jenem Resultat, zu dem oder jenem typischen Effekte — reicht dafür die mechanische Erklärung aus? Ist nicht alles planvoll zweckmäßig? Bäumt euch immerzu gegen diese Erfahrungsthatsache auf, Vernunft und Beobachtung sieht doch den Kosmos beherrscht von einer wohl mathematisch-mechanisch wirkenden, aber eben deshalb zwecksetzenden Intelligenz, die wir aber wiederum nur da suchen können, wo sie der Glaube findet: bei Gott, dem lebendigen, großen Gott, von dem es heißt: „Er führet alles herrlich hinaus!" — Gott ist weltbeherrschende, weltlenkende, zwecksetzende Vernünftigkeit, allumfassende Intelligenz, die auch mich leitet nach weisem Rat und auch mich erfahren läßt: „Was er sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel."

Schau ins Reich des unterbewußten Lebens, geh hin zu den Pflanzen und Tieren. Ueberall dies Leben und Treiben, wie nach einem Zweckbegriff, der doch nachweisbar in diesen Lebenserscheinungen selbst nicht wohnt, wie wir oben *) sahen. Wie soll Vernunft dies Unbewußt-instinktiv-zweckmäßige anders erklären, als

*) S. 66 ff.

indem sie seinen zureichenden Grund da sucht, wo ihn der Glaube suchen wird: in der zwecksetzenden Einsicht des gütigen Gottes, der zugleich allumfassende Liebe ist, daß er zuverlässig seine Freude hat am Schwirren der Eintagsfliege im Sonnenschein, wie am Wachsen des Grashalms, und von dem gesagt wird: „Der dem Vieh sein Futter giebt, den jungen Raben, die ihn anrufen." *) — Gott ist die Liebe, erhaltende und bewahrende Liebe für alle Kreatur; wie sollte er solches nicht vielmehr auch euch, seinen Menschenkindern, sein und thun? —

Sieh an, was uns hinaushebt über die Lebewelt vegetabiler und animaler Existenzen. Wir finden das Ichbewußtsein und die Persönlichkeit im Menschen; in ihm allein. „Der Ring der Notwendigkeit geht durch das Tier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Person unterbrochen zu werden. Die Individualität seines Daseins ist nur die besondere Vorstellung eines allgemeinen Naturbegriffes; die Eigentümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes bloß Beispiel einer Ausführung des Naturzweckes unter bestimmten Naturbedingungen." **) — Der

*) Psalm 147.

**) Schiller, Ueber Anmut und Würde. Werke (Cotta 1847), S. 338, 339.

Mensch allein ist Person unter allen bekannten Wesen. Mechanistisch läßt sich die Thatsache seines Persönlichkeitsbewußtseins, seiner Persönlichkeit selbst nimmermehr zureichend erklären. In der Luft kann sie nicht schweben; weder Materie noch leeres Nichts kann ihr Realgrund sein. *Lebendige Persönlichkeit muß ihr Ursprung* sein, lebendige Persönlichkeit *der Gott*, den *Vernunft und Glaube gemeinsam suchen*, damit der Mensch sich finde in ihm. Mag sein, daß auf rein philosophischem Wege wir zunächst nur zu einem pantheistischen Gottesbegriffe kommen werden, gerade so wie die heutzutage beliebte naturwissenschaftlich-metaphysische Spekulation, d. h. eben nicht mehr naturwissenschaftliche Methode, zum Atheismus gelangen zu müssen wähnt. Aber einmal: so wenig ein biederer Schuster über einem metaphysischen Leisten transscendentale Stiefeln zu fertigen vermag, so gewiß sollte die Naturwissenschaft auf dem Gebiete der wissenschaftlich erkennbaren Realitäten bleiben, wo wir jeden ihrer Fortschritte dankbar begrüßen werden, sollte aber die Hand davon lassen, durch naturpäpstliche Infallibilitätsmachtsprüche innerhalb der Grenzpfähle des metaphysisch-transscendentalen Reiches regieren zu wollen. Und zum anderen nach einem etwas ver-

änderten Worte Bacos von Verulam*): Ein Nippen an der schäumenden Blume der Philosophie so obenhin mag uns vielleicht zum Pantheismus führen, ein Volltrunk aus ihrer ganzen Tiefe, ein praktisches Philosophieren, das nicht bloß mit leeren Begriffen hantiert, sondern die Thatsachen der menschlichen Seelenanlagen und Gemütsbedürfnisse berücksichtigt, wird immer zum Herzensbunde führen, den der religiöse Glaube schließt mit einem persönlichen Gott, diesem unendlich großen Du, das sich selber kennt und weiß und hat, das aber auch uns kennt und weiß und führt nach den ewigen Heilsgedanken allumspannend unendlicher Liebe. Der Glaube kann nur eines Gottes froh werden, von dem es heißt: „Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?**) Von seinem festen Thron sieht er auf alle, die auf Erden wohnen.***) Und das ist die Freudigkeit, die wir haben zu ihm, daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns.†) — — — — — — — — — — — —

Und ob alledem glaube auch ich, als Mensch

*) Leves gustus in philosophia movent fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducunt.

**) Psalm 94, 9.

***) Psalm 33, 5.

†) 1 Joh. 5, 14.

der dadurch so himmelhoch über das Tier hinausgehoben ist, daß er das alles erkennt, es sei noch immer, — auch und erst recht für uns moderne Menschen! — vernünftig annehmbar, ja, um unser selbst willen notwendig, weil der wesenhaften Anlage unseres Geistes und Herzens allein in angemessener Weise entsprechend, daß wir uns festklammern an dem sicheren Halt des Glaubens, damit wir nicht angstvoll beklommen im Dunkel einer gottleeren Welt in der Irre tappen, bis wir uns selbst verlieren, daß wir atmen die heilsame Luft lichtseliger Gottinnigkeit, die von dem Meere göttlicher Ewigkeit her uns entgegenweht, damit wir nicht ersticken an unserer Seele unter all dem Erdenstaub und Erdenschmutz, der uns so vielfach umgiebt, und daß wir in Gott uns immer wieder finden und haben, wo Welt und Menschen uns so mancherlei zufügen und anthun, worüber wir „außer uns" geraten möchten, wären wir nicht in ihm und er mit uns. Ein stolzes Wort: My house is my castle. Aber berechtigter noch, besonnener und wohlgerüsteter gegen alle Schläge und Angriffe mir wirklich oder scheinbar widerstreitender Mächte klingt es in der Fassung: Mein Glaube ist meine Burg! Er ist ja nicht bloß der Weg zum Finden und Haben meines eigenen

Ichs, er ist zugleich das stolze Recht meiner Selbstbehauptung und meiner Selbstverwirklichung. Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen! Nicht leere Einbildung ist mir das, sondern innerste Gewißheit. Hat doch auch Goethe gesagt: „Warum sollte mein Glaube nicht göttlichen Ursprung, einen wirklichen Gegenstand haben, da er sich im Praktischen so wirksam beweist! Werden wir durchs Praktische doch unseres eigenen Daseins erst gewiß!“ — —

Und zu diesem Glauben gehört, wie wir sahen, doch wohl mit, daß wir dabei bleiben: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde; sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir — — dürfen seine Kinder heißen!“ — —

Freilich, zu seinem Ebenbilde geschaffen, zu seinem Kinde bestimmt sein, — was mag es heißen?

Wir möchten's ganz erkennen, damit wir uns ganz finden. — — — — — — — — — — —

IV.

Was soll, was will ich hier?

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."
Matth. 7, 16.

In dem eben erwähnten philosophischen Aufsatze über Anmut und Würde äußert sich Friedrich Schiller zu der Frage, was den Menschen hinaushebe über das Tier, mit den Worten*): „Beim Tier und bei der Pflanze giebt die Natur nicht bloß die Bestimmung an, sie führt sie auch allein aus. Dem Menschen aber giebt sie bloß die Bestimmung und überläßt ihm selbst die Ausführung. Das allein macht ihn zum Menschen. Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Notwendigkeit, der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch

*) a. a. O. S. 339.

den er dieses wirkt, heißt vorzugsweise seine Handlung, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfließen, ausschließungsweise seine Thaten. Er kann also, daß er Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen. Das Tier ist also bloß das Werk der Natur, der Mensch sein selbst Werk." —

Um drei Punkte sticht es sich in dieser philosophischen Erörterung des großen Dichters. Erstens: Der Mensch wird als unter allen Lebewesen allein und einzig in den Zwang des Kausalzusammenhanges zweckfetzend eingreifendes Wesen begriffen. Zweitens: Es wird behauptet, daß der Mensch selber einen Zweck, eine Bestimmung habe, deren Ausführung ihm selber anheimgestellt sei, sie aus eigener kraftvoller Zielstrebigkeit zu erreichen. Drittens: Durch seine Handlungen greift er zweckfetzend in die kausalen Erscheinungen des Weltprozesses ein, durch Thaten aber verwirklicht er seine eigene Bestimmung, beweist, daß er Mensch ist. Goethe hatte eben gesagt: „Durchs Praktische werden wir unseres eigenen Daseins erst gewiß;" Schiller fügt dem bei, daß wir durchs Praktische, d. i. durch Thaten, auch unsere Bestimmung ausführen.

Diese drei Gesichtspunkte mögen unserm Nachdenken zunächst die Richtung geben bei Erörterung

der Fragen: Welches ist der Zweck unsers Daseins und Lebens? Habe ich selber eine Bestimmung, eine Aufgabe, ein Ziel, zu dem hin das Streben meinem Leben und Sein, meinem Wachsen und Werden einen wirklichen Wert, überhaupt einen Sinn verleiht? Oder besitze ich wirklich nicht mehr Wert, winkt mir keine höhere Bestimmung und Aufgabe, als der „Ameise und Eintagsfliege, dem mikroskopischen Infusorium und winzigsten Bazillus"? Löste sich für uns die Frage, wie ich mich selber finde, auf in die beiden anderen: Wer bin ich? und: Wo komm' ich her? — nunmehr drängt die sich auf: Wozu bin ich da? oder: Was soll, was will ich hier? —

Ins Reich der Zwecke, in die Welt der Werte werden wir eintreten. Hat mein Leben einen Wert? Es kann ihn nur haben, wenn es einen Zweck hat, wenn mir selber dadurch eine Bestimmung gegeben ist, an deren Verwirklichung ich zu arbeiten und zu schaffen habe. Der Zweck macht den Wert.

Auf ein Gebiet begeben wir uns damit, dessen Existenzrecht auf das heftigste bestritten, dessen Realität zu den imaginären Größen menschlichen Einbildungswahnes geworfen wird von den modernen Naturalisten. Kaum ein Begriff, der so heftig in ihren Büchern und Vorträgen angegriffen und geleugnet wird, als der Begriff des Zweckes. Ob mein naturwissenschaftlicher Freund sich wohl auch noch erinnern

wird, wie er am eirunden Tisch unserer Studentenkneipe in einer jener Disputationen, wo der Kopf nicht immer bloß voll von idealer Begeisterung war, das jung-schüchterne Füchslein niederdonnerte mit dem harten Wort, es sei geradezu „pervers", die Frage nach Zwecken in der Welt aufzuwerfen? — Als er nach einigen Semestern zum Zweck der Erlangung des Doktorgrades über den Zweckbegriff zu arbeiten hatte, bemerkte er freilich gelegentlich, es fehle unsern „exakten" Naturforschern zur Beantwortung seiner Doktorfrage doch die philosophische Durchbildung und Erkenntnis; er könne darum unsern studiosis et professoribus rerum naturalium nur ein recht aufmerksames Studium unserer Philosophen wärmstens ans Herz legen. — Ein Wunder ist ja diese Boykottierung des Zweckmäßigen durch den modernen Monismus nicht: eine rein mechanisch zu erklärende Welt ist nicht mehr das, was sie sein soll, wenn teleologische Motive ihren kausalen Notwendigkeits- und Zufallsentwickelungsgang beeinflussen; eine zwecksetzende Macht in der Welt mag man nicht anerkennen, darum leugnet man schlankweg das Vorhandensein der Zwecke, deren Erklärung ohne jene Macht allerdings nicht möglich wäre. Andere Weltauffassungen suchen demgegenüber das Universum lediglich zu begreifen als ein Reich der Zwecke nach dem Grundsatze: Es ist der Geist, der sich das

Leben schafft; noch andre erstreben die Aussöhnung der mechanischen und teleologischen Auffassung dadurch zu vermitteln, daß sie den Mechanismus des Weltprozesses dem Zweckbegriffe unterordnen, wie in der griechischen Philosophie Aristoteles mit seinen Entelechien, in der deutschen Leibnitz mit seiner prästabilierten Harmonie.

Wie dem nun auch sein möge, jedenfalls begreift und bethätigt sich der Mensch als zwecksetzende Vernunft. Wie er allein vor den Tieren, als die nur ein mattes Lichtlein schwachen Verstandes haben und daher vom Augenblicke abhängig nur für die jeweilige Gegenwart leben, die begriffsbildende Vernunft voraus hat, die ihn befähigt, die Einzelerscheinungen der Welt der Objekte zu verallgemeinern und dadurch Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft lebend in eins zusammenzuschließen, so auch vor dem mechanisch-instinktiven Treiben des Tieres, das nie selbst zwecksetzend (wenn zwar dennoch zweckmäßig) ist, die zwecksetzende Vernunft, die ihn in stand setzt, die Welt der Objekte als ein Schatzhaus der Mittel bewußt auszubeuten und für seine Absichten zu verwerten. Als abhängig vom Kausalzusammenhange der Welt begriffen wir uns vordem; jetzt bemerken wir, wie der Mensch die Reihen der Ursachen und Wirkungen für sich selber ausnützt, wie er, seine Zwecke verfolgend, die Objekte

zu seinen Mitteln zu machen weiß, indem er für vorher überlegte, gewollte, beabsichtigte Wirkungen die mechanische Verkettung der Ursachen vorbedacht und kunstgerecht eintreten läßt: all sein Handeln Teleologie. Das ist nicht Aufhebung des mechanischen Kausalnexus der Dinge, das ist dessen vernunftgemäße Ausnutzung, der große Kampf um die Herrschaft des Menschen über die Welt der Objekte, über Kräfte und Gewalten der Natur, in dessen endlichem und vollkommenem Siege bekanntlich Baco von Verulam den wesentlichen Zweck des Menschengeschlechts erblickte. So setzt er seine Kausalitätsreihen teils *gegen* die des Weltgeschehens, sie paralysierend, — teils *zu* ihnen hin, sie verstärkend bis ins Immense, — *dort* als gewaltige Palliativ- und Verteidigungsmittel wider den Haß der Elemente gegen das Gebild der Menschenhand, als fechtermutige Paraden gegen die Schläge rauher Naturmächte, — ein Gigantenkampf um sein Dasein, wenn er wider Neptuns brausende und brandende Meerflut seine Dämme und Deiche setzt und selbst gegen Jupiters donnergrollende furchtbare Geschoße seine Blitzableiter auf die Spitzen seiner Kirchtürme steigen heißt, — *hier* als zinstragende Kapitalanlagen, ob er den Acker bestellt, oder die physikalischen Energieen zwingt in den Dienst der Maschinen für seine Industrie und

seinen Handel. Ueberall ordnet sein erfinderischer Geist den Mechanismus der Teleologie unter, und zwecksetzendes Handeln ist seine gesamte Kultur, diese Titanenarbeit des Menschengeschlechts zu seiner Selbstverwirklichung. Daß dies zwecksetzende Geistesvermögen nicht aus nichts geworden, diese „List der Vernunft", außer ihr selbst in den Dingen der Welt ihre Mittel zu finden, nicht in die Erscheinung getreten sein kann als ein deus ex machina, daß wir ihren Urgrund nicht suchen können in einer bloß mechanischen, daher zwecklosen Welt, weil denn absolut nicht einzusehen ist, wie der Evolutionsgang einer unvernünftig zwecklosen, bloß kausalen Welt auf einmal die reife Frucht zwecksetzender Menschenintelligenz gezeitigt haben solle, daß wir diesen Urgrund vielmehr wiederum nur in Gott finden können, ist mir so sehr persönliche Gewißheit, daß ich nicht nur allen Nur-Kausalitäts-Männern und Zweckleugnern unter die Augen halten muß, wie sie ja ihren eigenen Kausalitätsbegriff geradezu zerstören und leugnen, wenn sie blinde Mechanik zum Werdensgrunde zweckstrebiger Menschenintelligenz erheben wollen, sondern ihnen auch frei bekennen muß, daß ich glaube an die zwecksetzende Vernunft Gottes, glaube, daß diese auch in dem uns rein mechanisch erscheinenden Weltprozeß ihre großen und heiligen Zwecke verfolgt! Ich glaube an die gött-

liche Weltregierung und Vorsehung, die ihre großen, heiligen Ziele im Makrokosmos des Universums, wie in den Mikrokosmen organischen Lebens zweckdienlich verwirklicht. Sind mir seine Absichten nicht überall klar, oft genug völlig dunkel und verborgen, von dem Gott, den ich als ewige Liebe erfahre tausendfach, glaube ich, daß seine Zwecke allerwege gut und heilig sind, und daß darum denen, die ihn lieben, alle Dinge müssen zum besten dienen, und kann mich dabei getrost und voller Zuversicht bescheiden unter so mancher Widerwärtigkeit des Lebens, die mir sonst bittrer Ingrimm wäre, zu meines Herzens stillem, reinem Frieden. —

Dies nur beiläufig. — Wir müssen anstaunen und bewundern das staubgeborene Geschöpf Mensch, das also zweckstrebig eingreifen kann in den Lauf des Weltgeschehens, ihn zu beeinflussen, an ihm teilzunehmen weiß. Wüßte es alle Kausalitätsreihen in ihrer Totalität und verstünde ihren gegenseitigen Zusammenhang in absoluter Weise und sähe vollkommen, welche einander aufheben bis zur Nullität, welche einander verstärken bis zur Unendlichkeit, und hätte es in der Hand, sie zweckfetzend ein- und auszuschalten nach freiem Belieben, fürwahr, es vermöchte dies Geschöpf zielstrebig nach seinem Wünschen und Wollen die Welt zu lenken, — und sie müßte ihm gehorchen. *Δός μοι ποῦ στῶ,*

gieb mir einen festen Punkt, und die Erde will ich aus ihren Angeln heben, soll Archimedes gesagt haben. Und das wäre nur ein kleiner Teil dessen, was der Mensch vermöchte, wäre ihm volle Einsicht gegeben in den wahren Zusammenhang der Dinge. — Aber, Gott sei's gedankt, so weit sind wir nicht; so weit bringen wir's nie! — — — Doch eins laßt uns fragen.

Selbst zwecksetzend, habe ich nun selbst auch einen Zweck? Welches ist meine Bestimmung? Beim Tiere und bei der Pflanze führt die Natur die Bestimmung selber aus; sein ganzes Thun und Treiben ist wesenhaft nur Reaktion auf äußere oder innere Reize, instinktives Handeln, das nachweisbar nicht geleitet ist von der Kreatur innewohnender, begriffsbildender und zwecksetzender Vernunft. Wenn es dennoch zweckmäßig ist, so offenbart sich darin, wie schon gesagt, eine dahinter waltende, mit unsichtbaren Fäden die schlichte Glückseligkeit des vegetabilen und animalen Wohlbefindens, der geschöpflichen Lebensfreude lenkende und bezweckende Macht — Gott! Liebe! Tiefe des Reichtums! Also ist auch dieses Leben nichts anderes als Selbstzweck. Leben ist Selbstproduktion, Selbstverwirklichung des Individuums. Eine andere Kausalität ist die mechanische der anorganischen Welt, eine andere die des organischen Lebens; anders die technische Zwecksetzung,

anders die des Lebens. — Eine Brücke soll über den Main geschlagen werden, gleichviel, ob eine eiserne, oder eine politische. Ihr Begriff, ihre Idee ist zuerst da im Kopfe des Architekten, ihr Bild auf seinem Reißbrett. Idee und Bild sind die Ursache der werdenden Ausführung des Planes; Zweck: die Selbstverwirklichung der Idee. Ursache und Mittel sind bestimmt durch die Idee des Zweckes. Aber die Mittel sind fremdher genommen. Sie heißen menschliche Arbeitskräfte, Mörtel und Steine, Eisenteile und Holzschwellen, oder sie heißen auch Blut und Eisen und diplomatische Verhandlungen und kluge Politik. Mittel und Zweck sind völlig voneinander verschieden, wie in letzter Linie auch Ursache und Wirkung. Ursache ist der Architekt, Wirkung der freie, ungehinderte Verkehr. Ganz anders bei der Kausalität des Lebens. Ursache, Mittel und Zweck sind eins geworden. Das Individuum verwirklicht mit seinen eigenen Mitteln sich selbst, es ist sein selbst Ursache, Mittel und Zweck. Es lebt sich selber aus. Es assimiliert die Ursache des Individuums, z. B. in der Nahrungsaufnahme die Mittel zum Leben sich selber, setzt um die Mittel zum eigenen Bestande selbsteigenen Lebens, um so mit seinen eigenen Mitteln sich selbst zu produzieren. So bringt auch in der lebendigen Zeugung die Ursache des Zeugenden mit seinen Mitteln in einem

neuen Individuum seiner Gattung sich selber wieder hervor: die Ursache ist ihrer selbst Wirkung. Einheit von Ursache, Mittel und Zweck ist das Leben, es läßt sich nicht anders begreifen, denn als selbstzwecksetzende, selbstzweckthätige Kausalität, abgeschlossen in sich selbst, wie die Kreislinie in sich selbst zurückläuft.

So ist gewiß auch mein Leben zunächst nur Selbstzweck; mich selber auszuleben bin ich da; mächtig regt sich in mir der Wille zum Leben. Aber ob ich's verwirklichen darf im Sinne des folgerichtig angewandten monistischen Materialismus, wie Stirner „Der Einzige und sein Eigentum" sich ausspricht? „Mir geht nichts über mich selbst; Liebe, Tugend, Sittlichkeit, Gesetzlichkeit sind nur fixe Ideen, ich selbst bin die Menschheit und thue nichts für das Wohl einer anderen Menschheit. Thor, der du dich aufspreizest, für eine andere Menschheit leben zu wollen, als du selbst bist! Ein Mensch ist zu nichts berufen und hat keine Aufgabe, keine Bestimmung, so wenig als eine Pflanze oder ein Tier einen Beruf hat. Die Blume folgt nicht dem Berufe, sich zu vollenden, sondern sie wendet all ihre Kräfte auf, die Welt, so gut wie sie kann, zu genießen und zu verzehren, d. h. sie saugt so viel Säfte der Erde, so viel Luft des Aethers, so viel Licht der Sonne ein, als sie bekommen und beherbergen kann. Der Vogel lebt keinem Berufe nach, aber er ge-

braucht seine Kräfte, so viel es geht: er hascht Käfer und singt nach Herzenslust. So auch der Mensch: einen Beruf hat er nicht, aber er hat Kräfte, die sich äußern, wo sie sind, und so wenig unthätig verharren können als das Leben. Wie die Rose von vornherein wahre Rose, die Nachtigall stets wahre Nachtigall ist, so bin ich nicht erst wahrer Mensch, wenn ich meinen Beruf erfülle, meiner Bestimmung nachlebe, sondern ich bin von Haus aus „wahrer Mensch". Bin ich aber der Mensch, und habe ich ihn in mir gefunden, so ist auch alles „wahrhaft Menschliche" mein. Alles ist mein eigen, darum hole ich wieder, was sich mir entziehen will, d. h. ich bin Egoist, mir hat nichts Wert, als ich selber!" — „Vergiß die Peitsche nicht!" — so drückt Fr. Nietzsche denselben Gedanken gelegentlich aus. — —

Ist in Betreff der Pflanze und des Tieres ganz richtig: Lebensselbstzweck! Pflanzlicher und tierischer Lebensmonismus! Und doch, es graut uns vor dieser mit vollständiger Folgerichtigkeit gezogenen Konsequenz materialistischen Denkens soweit sie uns Menschen angeht! Dieser K a m p f ums eigene Dasein, um die Selbstbehauptung des eigenen lieben Ich, als das allein Wert habe in der ganzen Welt, — erfüllte er die Welt wirklich — nicht eine Schlacht, ein Schlachten wär's zu nennen, nicht eine Welt, nein, eine Hölle! Furchtbar zerstörend, antisozial, ver-

nichtend alles andere wirkt die Selbstbethätigung egoistischer Leidenschaft, ein Moloch, der Tausende verschlingt.

Dennoch sagen auch wir: Selbstzweck bin ich, Selbstverwirklichung ist mein Ziel, „wahrer Mensch" zu werden Aufgabe, Zweck und Bestimmung meines Daseins, meines Sollens, — meines Wollens. „Immer mehr zu werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille" — unter dem Zeichen dieses Wortes von einem der besten unseres Volkes geht ja dies Büchlein hinaus zu den Menschen. So genommen und verstanden bin auch ich Egoist, und zunächst hat mir gleichfalls nichts Wert als ich selber; nichts „wahrhaft Menschliches" soll mir fremd bleiben, und höchsten Wert will ich mir selber gewonnen haben, wenn ich als „wahrhaft menschlich" mich verwirklichend mich selber erst wahrhaft fand. Nur daß ich's weiß, ich bin mehr als Rose oder Nachtigall; im bloßen „Aufsaugen" von „Säften" der Erde, und wären's die edelsten und feinsten, wie sie Balsam für's zerrissene Herz sein können, im Käferhaschen oder Caviarnaschen und im Singen nach Herzenslust, und wären auch Töne und Texte noch tausendmal süßer denn Nachtigallensehnsuchtslied, geht mir mein Selbstzweck nicht auf. Eher will es mir immer wieder scheinen, als ob in Verwirklichung ihrer selbst Pflanze und Tier dem Menschen, soweit auch in ihm

vegetabiles und animales Leben pulsiert, weit, weit über wäre, in vielen Dingen wenigstens weit über: ich sage euch, daß auch Salomo in all seiner Pracht und Herrlichkeit und mit allem Glanze seiner könighaft genußreichen Art animalistischer Selbstverwirklichung nicht gewesen ist als derselben eines. Nein, soweit ich innerlich durch Selbstbewußtsein, Geist und Vernunft bei weitem über Pflanze und Tier hinausgehoben bin, um so viel höher liegt auch meines Lebens Zweck, das, was ich hier soll und — will. Person zu sein, meine Individualität auszuleben, dazu bin ich da — psychologisch gesprochen. Meine Gotteskindschaft zu verwirklichen, wenn wir religiös reden wollen. Sittlicher Charakter zu werden, so heißt es ethisch ausgedrückt. Denn was ist meines Wesens Kern, den ich verwirklichen soll, das „Ding an sich", das durch meine Persönlichkeit in die Erscheinung treten will? Es ist einer der leuchtendsten Gedanken Schopenhauers, dem man unumwunden beitreten mag, ohne deshalb in seinem Pessimismus ersticken zu müssen *), daß er als das den Erscheinungen der vor uns schwebenden Welt zu Grunde liegende „Ding an sich", als ihr Wesen einen Willen erkannt hat. Auch ich fühle

*) Denn dieser entspringt lediglich dem Atheismus dieses Philosophen.

mich wesentlich als Willen, und zwar (— vom normalen, geistig und körperlich gesunden Menschen rede ich allein —) als Willen zum Gutsein. In dieser Richtung erkenne und — finde und fühle ich mich selbst mit solch unwiderstehlicher Gewißheit, daß wir wohl erwägen könnten, ob dieser Wille zum Gutsein, den die Sittenlehre als Gewissen uns kennen lehrt, die christliche Religion als den Funken der Gottebenbildlichkeit, — ob er nicht schließlich der „intellegible Charakter" meines ganzen Ichs ist, an sich nie für andere in die Erscheinung tretend, aber deutlich mir selbst erkennbar, toto genere freilich verschieden von meinem „empirischen Charakter", von dem, was ich als zeitliche Erscheinung, als realer Mensch nun wirklich bin und wie ich mich selber äußere in der Welt, aber doch eine gewaltige Realität, die mein ganzes Leben beherrscht und trägt. Nur in mir selber fühle ich diesen Willen an sich unmittelbar; hinsichtlich anderer bleibt er mir absolut überempirisch, jenseits aller Erfahrung; nur die Erscheinungen eures empirischen Lebens lassen ihn mich ahnen als auch in euch vorhanden: ich muß an ihn als an sich in euch gleichfalls da — — glauben. Und ich glaube an sein Dasein in euch. Das ist mein unüberwindlicher Optimismus. Fühlt ihr ihn nicht, tragt ihr ihn nicht in euch und wollt ihr darum den

Willen zum Gutsein nicht anerkennen als das, was den innersten Kern des menschlichen Wesens bildet, — nun, so muß ich euch erwidern mit dem Worte de Montaignes*), das auch Rousseau zu seinem Leitmotiv machte: „C'est moi que je peins, mich selbst schildere ich." — In euch selbst tragt ihr, soviel ich von euch glaube, wenn ihr nicht ganz verkommen seid und reif für den Galgen, diesen Willen zum Gutsein. Oder warum kränktet und grämtet ihr euch denn sonst selber darüber, wenn die notwendigen Folgen einer eurer nicht genügend bedachten Lebensäußerungen auf euch den Schein werfen, als hättet ihr's absichtlich böse gemeint? Warum versichert ihr so lebhaft das Gegenteil? Im Kinde schon regt sich unwiderstehlich dieser Wille. Er kann besudelt, irregeleitet, geschwächt werden, — in irgend einem Grade von Stärke ist er dennoch jederzeit da, — und wollten wir ihn, den wir unmittelbar allerdings nur ein jeder in unseres eigenen Wesens tiefster Tiefe als echt erkennen können, doch auch bei anderen anerkennen, wieviel von den bitteren Feindseligkeiten und Schnödigkeiten der Menschen würden im Keime erdrückt und erstickt: es war am Ende doch von ihm nicht böse gemeint! — Das ist mein Glaube an das Menschliche im Menschen, an seine

*) † 1592.

intellegibele Veranlagung zur sittlichen Gottebenbildlichkeit.

Diesen in mir keimartig und lebentreibend eingesenkten Willen zum Guten selbstthätig zur Gestaltung zu bringen, daß ich als Persönlichkeit mich bilde, als Charakter mich ausprăge, meine Gottebenbildlichkeit bewahre und bewähre, das ist der Selbstzweck meines Seins und Werdens, ein mir selber durchaus immanenter Zweck! —

Hierin liegt wirklich meine Gottebenbildlichkeit. Hier bin ich schöpferisch. Thaten sind ja der Erweis davon, inwieweit mein Wille zum Gutsein Gestalt gewinnt in meinem empirischen Dasein. Nun verdient ja nicht alles Thun und Treiben der Menschen den hohen Namen That, und ein einziges Gebiet nur giebt es, wo wir, streng genommen, von schöpferischen Thaten der Menschen sprechen dürfen. Daß ich atme, ist nur zumeist unbewußtes vegetieren; daß einer mit seiner Hände Arbeit oder durch einen Kaufladen sein Brot verdient, ist als zwecksetzende Thätigkeit „Handlung"; That aber ist immer Selbstoffenbarung unseres innersten Wesens, That ist Charakteräußerung. In diesem Sinne kann ein Wort That sein, wie das Luthers vor dem Reichstage zu Worms. Die höchste That völliger Selbstoffenbarung vollendeten inwendigen Willens zum Guten der Opfertod

von Golgatha! Was aber ist die schöpferische That? Wir nennen wohl die Werke technischen und künstlerischen Gestaltens Schöpfungen, als Selbstdarstellungen der ihre Urheber beherrschenden Ideen. Allein genau genommen dürften wir so nicht sagen. Denn auch in ihren gewaltigsten und erhabensten Werken bringt jede Art von Technik und Kunst nie Neues hervor, sondern gestaltet immer nur gegebenes Material um in neue Formen. Nur ein Reich giebt's, wo der Mensch selbst schaffen, wirklich schaffen kann: es kommt nicht mit äußeren Gebärden, es läßt sich nicht geographisch oder weltgeschichtlich aufweisen; es ist inwendig in euch. Da, in des Busens Reine, wo das Streben wohnt, gut und fromm zu sein, da ist der Mensch schöpferisch thätig: da bringt er Neues hervor, Werte, die kein Mechanismus einer natürlichen Kraft hervorfabrizieren kann. Seinen intelligibelen Charakter gestaltet er aus in der Erscheinung seines persönlichen Lebens. Da gewinnt er für sich selber einen Wert. Selbst schaffend schafft er sich selbst: Ebenbild schöpferischer Thätigkeit, absoluten Willens und Strebens zum Guten, Ebenbild Gottes. Da liegt wiederum ein bedeutsamer Unterschied zwischen Mensch und Tier: das Tier verwirklicht sich selbst, aber durchaus jenseits von Gut und Böse; es hat keine Sittlichkeit, und wenn wir

von der Treue des Hundes, vom Mute des Pferdes, von der Unverdrossenheit des Zugochsen, vom Fleiß der Biene reden, so geschieht dies doch nur im gleichnisweisen Sinne, weil im Tierischen nicht der Wille zum Guten sich offenbart, sondern nur der Wille zum Leben. Sein Handeln ist niemals That. Sein Selbstzweck ist sein Wohlbefinden, seines Daseins Inhalt Lebensgenuß, um immer von neuem nur wieder Lebensgenuß zu sein. Darum lebt es sich auch aus, indem es naturgemäß lebt. Es hat sich selber in keiner Weise zu beherrschen. Es lebt, wie es lebt. Seinem Selbst immer entsprechend. Ohne Verantwortlichkeit. Für den Menschen aber kann schon rein physiologisch der Grundsatz: „lebe naturgemäß!" höchst verderblich werden. Für ihn ist das bloß Naturgemäße durchaus nicht immer zweckmäßig und dienlich; es kann furchtbar zerstörend wirken: man denke nur an die Selbstvernichtung, in die er sich hineinstürzt, wenn er ungezügelter Befriedigung seiner an sich ganz naturgemäßen sinnlichen Triebe und Begierden sich hingiebt! Der Zerrüttung des Leibesmechanismus folgt die Erkrankung, ja die Vernichtung seines Beherrschers, des Geistes, auf dem Fuße. Confucius ist nicht der einzige, der seinem Volke zurief: „Ein rechtschaffener Mann horcht genau auf die Stimme in seinem Innern, damit er in allen seinen Handlungen *seinen Willen* dar-

nach richte und nicht den Leidenschaften freien Lauf lasse, noch jedem Laster in die Arme stürze." Das „lebe naturgemäß" hat für Menschen nur Sinn, wenn es übersetzt wird in „lebe vernunftgemäß", lebe als sittliche Persönlichkeit, lebe in der Richtung, die dir dein Wille zum Gutsein weist!" — — „L'homme doit agir d'après son coeur" hat selbst der Spötter Voltaire geschrieben *). — Der Mensch lebe nach seiner Idee, nach dem Bilde seiner sittlichen Vollkommenheit! — Dann ist er selber seines wahren Selbst Schöpfer — und seines wahren Glückes Schmied! — —

Von hier aus löst sich auch das Problem der Freiheit. Sie ist ja Erfordernis, Unerläßlichkeit für diese Selbstausgestaltung des Menschen. Was sich selbst bethätigen soll, das muß frei sein. Nun ist freilich mein Wille niemals frei in dem Sinne, daß ich grundlos und willkürlich jetzt dies und nachher ebenso willkürlich und grundlos ein anderes wollen **) könnte. Vielmehr ist mein Wille und die Richtung, die er notwendigerweise nehmen muß,

*) Nanine act. II. 1: „Der Mensch soll handeln gemäß der inneren Richtung seines Herzens."

**) Man verwechsele nicht die Frage: „kann ich das thun, was ich will?" die bei Abwesenheit äußeren Zwanges zu bejahen ist, uns aber hier nicht interessiert, mit der, um die es sich hier handelt: „kann ich ohne irgend einen zureichenden Grund etwas wollen?"

stets, immer und überall durchaus bestimmt durch Motive und Gründe, die im Willensleben des Menschen als die Kausalität sich darstellen, die dieses ganze Gebiet beherrscht. Schopenhauer und lange vor ihm Spinoza, haben uns das unwiderlegbar dargethan. Aber dennoch nennen wir, was sich selbst, sein innerstes Wesen darstellend, verwirklicht, frei. Wir heben damit die Notwendigkeit der einzelnen Willensakte, ihre jeweilige Bestimmtheit durch Gründe nicht auf, noch öffnen wir der grundlosen Willkürlichkeit Thür und Thor. Solche Thätigkeit an uns selbst ist aber beides: streng kausale Notwendigkeit, Determination, denn sie ist Selbstbestimmung; aber auch freie Selbstverwirklichung, weil dadurch nichts anderes verwirklicht wird, als was meinem eigenen innersten Wesen nach aus mir werden soll und kann. Solche Selbstdetermination unseres empirischen Willens durch unseren intellegibelen Willen zum Gutsein ist ebensosehr Notwendigkeit (denn mein intellegibeler Wille wird dabei zum bestimmenden Motive für meinen empirischen Willen) als Freiheit (denn alle Selbstbestimmung, Selbstthätigkeit, Selbstverwirklichung ist Freiheit). — —

Frei schaffend an mir selbst, mein eigenes Ich auszuprägen mit meinen eigenen Mitteln zu seinem

eigenen Zweck, Person zu sein, sittlicher Charakter zu werden, das erkenne ich mit der Unmittelbarkeit klaren Seelenblickes, der in sich selber schaut, als meines Daseins Ziel und meines Lebens Bestimmung, meinen vernünftigen Selbstzweck. Das ist nicht bloßer Anstand, der oft bloß äußerlich, wie das Kleid den Leib verhüllt, ansteht, um als konventionelle Lüge das wahre Innere zu verbergen und zu vermauern, das ist unendlich mehr als das bloße Durchschnittsmenschentum des vulgären Ehrenmannes, dem, weil er nie mit der Polizei einen Konflikt gehabt, niemand etwas nachsagen darf, wenn schon unter der Aalglätte ein reißender Wolf sich birgt und unter dem Schuppenpanzer äußerlichen Ehrenmannhaftigkeitsbewußtseins der Krokodilcharakter sich schlecht nur versteckt; denn das, was ich meine, ist wirkliche Selbstbethätigung des wirklich in mir keimhaft zum Werden und Wachsen gelegten innersten Wesenskerns meiner Menschheit, meines besseren Ichs, zum Werden und Wachsen dem Ziel seiner Vollkommenheit entgegen, in sittlicher Selbstzwecksetzung und sittlicher Selbstgesetzgebung, in jener Autonomie, die wir als Freiheit erkannt haben. „Der freie Mensch handelt niemals in böser Absicht, sondern immer ehrlich," d. h. gemäß dem Willen zum Gutsein. *) Diese Freiheit ist unsere

*) Spinoza, Ethik, IV, propos. 72.

Glückseligkeit als unser Sollen und unser Wollen in einem. —

Dabei kann es mich nicht anfechten, daß der Wille zum Guten in einzelnen Zeiten, an anderen Orten, in verschiedenen Individuen verschiedene Kraftäußerungsgrade zu Tage treten läßt, daß er quantitativ-variabel ist, wie man behauptet, und darum im einzelnen Fall materiell-verschiedene sittliche Vorschriften und Ziele aufstellt. Denn verschieden ist ja zwar das sittliche Charakterbild, das Menschheitsideal des Griechen, des Juden und des Germanen, oder das eines Menschen aus dem dreizehnten und dasjenige eines aus dem zwanzigsten Jahrhundert, verschieden das des Mannes und des Weibes, anders das meine, anders das deine — aber die in all diesen sittlichen Erscheinungsformen zu Grunde liegende Idee ist stets sich selber gleichbleibend, qualitativ dieselbe, aufs gleiche Ziel gerichtet: auf die sittliche Selbstdarstellung des Menschen abzielend.

Wo aber dieser Wille zum Guten jeweilig den Höhepunkt der Vollkommenheit erreichen würde, indem er selbst so weit Kraft und Gestalt gewänne, daß er zur „anderen Natur" geworden schiene, daß seine Erscheinungen im „empirischen Charakter" aussähen wie eine sich von selbst ergebende Wirkung der Natur, wo also die Selbstbestimmung des Ichs

durchaus sich deckte mit der Selbstbestimmtheit seiner Erscheinung, da wäre uns gegeben das Urbild und Ideal sittlich vollkommener Größe und Kraft, des sittlich vollendet Erhabenen und Schönen, Abbild des Göttlichen in der Menschenperson, Abglanz der Herrlichkeit Gottes. Kennt ihr dies Bild, Freunde, diesen Abglanz? Auch ihr müßt es irgendwo gesehen haben, leuchtenden Auges, brennenden Herzens, gleich als ich. Wenn es euch entschwand, in euer Kindheitsparadies müßt ihr zurück, in das märchenzauberhafte, palmenumrauschte, engelbewachte — in das verlorene, meerentlegene, weltentschwundene, das mit dem Kompaß des Wissens und dem Fernrohr der Forschung stets vergebens gesuchte, nur unter Führung des Glaubens zu findende — dorthin, dorthin laßt uns zurückkehren, daß wir es finden möchten und in diesem Bilde uns selber. Eins wisset, und habt's zum Zeichen, daß ihr es findet: an seiner Eingangspforte ein hochgezimmert Holz des Fluches, und mich deucht, als sei der leblos starre Balken der Konzentrationspunkt, auf den hin all die Sehnsuchtslaute seufzender Kreaturen wie unbewußt ihre Richtung nähmen, lauter noch gen Himmel schreiend, herzbewegender, seelenerschütternder, denn Abels Blut, — und ein still erbleichend Haupt, mit Dornen gekrönt, neigt sich zum Sterben an diesem Marterholze, in zuckender Todesqual

dennoch Himmelsfrieden von sich strahlend, ein Besiegter, aber dennoch Sieger, wie ein Ausbund der Menschheit ausgestoßen, und dennoch der Herr über alle, zu Tode gemartet, und doch der Friedenskönig und Lebensfürst, mit allem Schein der Ungerechtigkeit überschüttet, und dennoch alles Sein wahrer Gerechtigkeit in sich selber tragend, eine Sonne echter Menschlichkeit bei ihrem blutigroten Untergang noch offenbarend eine schier übermenschliche Heldenstärke des Willens zum Guten: „Vater, vergieb ihnen!“ — auch im Tode noch sich selber gleich, sich selber treu, führend nur ans Ziel seiner Vollendung, was von Anfang in ihm war, zu sein in dem, was seines Vaters ist, und zu thun den Willen des, der ihn gesandt hat: in dessen Hände befiehlt er seinen Geist, dessen Willen hat er sollend und wollend auch sterbend noch vollbracht. Ein Sterbender, und siehe, er lebt! — O wollet doch achten dieses Zeichens mit ernster, heiliger Achtsamkeit, daß ihr rückkehrend den Eingang fändet zu dieses Kindheitsheimatlandes stillem, seligem Gottesfrieden, zu eures Paradieses Seelenglück! Ach, daß ihr darnach suchtet! Daß ihr's fändet und es annehmen wolltet, erkennend darin eures Sollens vollkommen Vorbild nicht nur, auch eures Wollens wirksam wachsende Kraft. Den innersten Trieb eurer Seele. Das Zeichen, in dem ihr siegtet! Daß

ihr in ihm euch selber fändet und eures Wesens und Strebens Kern und Ziel, und so fändet, daß euer Sollen und Wollen, euer Sein und Werden eines und dasselbe würde in ihm, dem vollkommen idealen und doch sichtbar und greifbar real gewordenen Willen zum Gutsein, — wie kämet ihr selig dann zu eurem Ziel! — — —

Wunderbarer Drang, dieser Wille zum Guten! Wie körperlich das Gehirn mit dem weitverzweigten System seiner Nervengeäste eingesetzt ist in den Unterbau des körperlichen Mechanismus, ein Schmarotzer gleichsam, der jene ganze Unterschicht des physiologischen Lebensbestandes in seinen Dienst zu stellen weiß, so im Gestrüpp wildwachsender Zweige menschlicher Lebensäußerungen in einander widerstrebenden Begierden dieser Wille zum Gutsein, kein Zwangsmittel, das Tier im Menschen zu bändigen, aber wie ein zartes Edelauge einer höheren, feiner organisierten Gattung, der Unterstruktur unseres geistigen Wesens eingesenkt, eine unzerstörbare und unveräußerliche Mitgift menschlicher Ausstattung, auf daß alles andere sich stelle in seinen Dienst, des Ganzen Säfte und Kräfte ihm zu gute kämen, damit an ihm ersprießen sollten die Gottesblüten jeglicher Art menschlicher Charaktervollkommenheit, menschlicher Seelenschönheit, menschlicher Gottebenbildlichkeit, und reifen die Früchte

menschlicher Gesittung, wahrer Humanität. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — darin liegt mein Menschsein, das Ziel meines Werdens, und an der Lust, womit ich dies mein Werden empfinde, fühle, erlebe, genieße, merke ich's, daß das Gutsein ein Gut ist und die Verwirklichung meines Willens dazu ein werbendes Kapital und mein Leben ein Wert, ein köstlicher, heiliger Wert. Freilich ist damit als unseres sittlichen Strebens und Wachsens letzte Wurzel doch eine Art von Egoismus festgelegt, aber gewiß ist das jener höchste, allein edle, einzig berechtigte Egoismus, der in der Selbstverwirklichung unsers Willens zum Gutsein sich darstellt um sein selbst willen. Der ist auch Genuß, Selbstgenuß, aber nicht in dem Sinne, wie es einmal bei H. Spencer heißt: „Die Ausübung jeder Funktion ist eine sittliche Pflicht; alle animalischen Funktionen sind ebensogut, wie die höheren*) Funktionen; die Pflichten gegen andere sind darum nur so weit verbindlich, als sie einen Genuß gewähren." — Nein, die sittlichen Funktionen sind uns die höheren Funktionen, die uns erst zum Menschen machen, deren Ausübung unser Ich, von innerem, der Erfahrung des Genusses und Nutzens lange vorhergehendem Drange nach Gutem und

*) d. h. auch die sittlichen Funktionen.

Wahrem getrieben, an sich und a priori höher stellt als die bloß animalischen Lebensfunktionen, als die für uns nur Wert haben können, sobald wir uns selber erkannten, wenn sie uns verklärt sind durch sittliches Wollen zu Hilfsmitteln sittlicher Selbstverwirklichung. Das ist etwas ganz anderes als jener viehische Egoismus der Selbstsucht, der nur auf den eigenen Nutzen und Vorteil bedacht ist und vielleicht aus bloßer Klugheit und schlauer Berechnung jetzt eines Nutzens und Vorteils sich entschlägt, um größeren und höheren Nutzen und Vorteil nachher zu gewinnen. Die ganze monistische Ethik gründet sich auf jenen äußerlichen Egoismus der Selbstsucht, auf den Willen zum tierischen Leben, der, an sich schon gewaltthätig genug, nur sich selber kennt und will und die Bethätigung seiner Kraft, und der deshalb, nur *seinen* Nutzen, *seinen* Genuß suchend, die Bestie im Menschen verwirklicht so lange, bis sie selbst „durch Schaden klug" geworden, auch auf die anderen Bestien einigermaßen Rücksicht nehmen lernt, wenn und soweit es ihr eigener Vorteil wünschenswert oder zwangsweise notwendig erscheinen läßt. So suchen sie die Ethik zu begründen auf den Egoismus der Klugheit, der im Suchen eigenen Nutzens, in der Abwehr eigenen Schadens durch Erfahrung klug geworden sei. Aber damit wären die sittlichen Ideen durch fremden Zwang und von

außen kommende Gewöhnung entstanden, a posteriori an den Menschen herangekommen, nicht innerlich a priori in ihm selbst begründet, ein fremdes und hartes Joch, eine Zuchthauszwangsjacke seines eigentlichen inneren Wesens, die er unerträglich finden muß und im Aufbäumen seines Ich, im Aufschäumen seiner Kraft auch zerreißt, ohne sich Gewissensbisse zu machen, um zu jeglicher Unthat brutaler Roheit sich selber fortzureißen kraft des ihm einzig innewohnenden Egoismus.*) Damit ließe sich die innere Freude am eigenen sittlichen Werden und Wachsen nimmermehr erklären, was ja nur geschehen kann durch die Annahme sittlicher Autonomie zur Ausgestaltung der a priori in der eigenen Seele Tiefen als Wille zum Gutsein gelegenen sittlichen Idee unseres Wesens. Kant sagt: „Das Joch der Sittlichkeit wäre ein sanftes Joch, sobald der Mensch es sich selber auflegte." — Und daran halten wir fest um unseres Menschentums willen, um unseres eigenen sittlichen Strebens und Wertes willen. — —

Aber nun zur andern Seite der Sache. Ist die Bestimmung des Menschen bloß immanenter sittlicher Selbstzweck? Thaten sollen nach dem zitierten

*) Der Monismus scheint mir auch hier — er thut es gern — die Frage nach der zeitlichen Entstehung einer Größe und die Frage nach ihrem inneren Wesen zu verwechseln.

Worte Schillers unser Streben nach unserem Ziele erweisen. Alles Thun fordert neben seinem Subjekt sein Objekt. Alle wirkliche Aktion ist transitiv. Wo ist das Objekt meiner Aktivität? Bin ich immer nur in einem das Subjekt und Objekt meines Sollens und Wollens zugleich und allein? Bin ich nur um mein selbst willen da? Ist mein Sollen und Wollen einzig immanent, auf mich selbst beschränkt, nicht auch transitiv, übergehend auf ein anderes? — Sehen wir zu. „Wie die Gottheit", sagt Schleiermacher einmal,*) „sich selbst genötigt hat, ihr großes Werk bis ins Unendliche hin zu entzweien, jedes bestimmte Dasein nur aus zwei einander entgegengesetzten Thätigkeiten zusammenzuschmelzen und jeden ihrer ewigen Gedanken in zwei einander feindseligen und doch nur durch einander bestehenden und unzertrennlichen Zwillingsgestalten zur Wirklichkeit zu bringen, — — so hat auch die menschliche Seele — (ihre vorübergehenden Handlungen sowohl als die inneren Eigentümlichkeiten ihres Daseins führen uns darauf) — ihr Bestehen vorzüglich in zwei entgegengesetzten Trieben. Zufolge des einen nämlich strebt sie als ein Besonderes sich hinzustellen und somit, erweiternd nicht minder als erhaltend, was sie umgiebt an sich zu

*) Reden über die Religion, Kap. I.

ziehen, es in ihr Leben zu verstricken und in ihr eigenes Wesen einsaugend aufzulösen. Der andere hingegen ist die bange Furcht, vereinzelt dem Ganzen gegenüberzustehen; die Sehnsucht, sich selbst hingebend in einem Größeren aufzulösen und sich von ihm ergriffen und bestimmt zu fühlen." Er fügt dem alsbald hinzu, daß in der Verbindung beider Triebe der einzelne Mensch, ohnerachtet er nichts anderes sein kann, als was er ist, dennoch jeden anderen ebenso deutlich erkenne als sich selbst und alle Darstellungen der Menschheit vollkommen begreife. Das ist um unser selbst willen notwendig: wir zehren von der Gesamtheit der anderen. Denn Geist kann sich nur am Geist entfalten, Wissen nur am Wissen kräftigen, das Feuer edler Sittlichkeit nur an der Sitte sich entzünden, Charakter am Charakter nur sich bilden. Ein Nichts bin ich für mich allein, wenn ich, die selbstsüchtige Einsamkeit trotzig-feiger Welt- und Menschenflucht suchend, mich stellen wollte auf den Isolierschemel meiner Selbstheit, mich abzuschließen von den elektrischen Strömen des Segens, der mir zufließt aus der Gemeinschaft der Menschen. Mag auch der Weise unserer Zeit mit dem zarten Dichterherzen und dem harten Uebermenschengemüt unserem Geschlechte zurufen: „Geh nicht zu den Menschen, bleib in der Wüste, geh lieber

zu den Tieren" — wir halten's für eine kranke Weisheit; lieber möchten wir rufen: „Geh nicht zu den Tieren, verlaß die Einsamkeit, geh zu den Menschen, tritt mitten hinein unter sie: da bist du Mensch, da darfst du's sein."

Als ein ζῷον πολιτικόν hat darum schon Aristoteles den Menschen begriffen, als ein für die organisierte Menschengemeinschaft und durch sie existierendes Geschöpf: selbst Organismus und doch, ganz wie die Biene oder Termite, nichts ohne die höheren auf die Gesamtheit abzielenden Organisationen der Familie,*) der Sippe, der Gemeinde, des Stammes,

*) Welche Unsumme sittlicher im Familienleben wirksamer Kräfte wird — im Gegensatz zur kurzlebigen „Kinderzeit" der Tiere, selbst der höchsten — doch durch das Emporwachsen eines einzigen Menschenkindes verbraucht. Man muß sich wundern, daß die von der Evolutionistik aufgestellten, aber bis jetzt nie aufgefundenen „affenartigen Vorfahren" des Menschengeschlechtes im Kampfe ums Dasein nicht sollten erhalten geblieben sein, wenn sie mit den Fähigkeiten ausgerüstet waren, auch nur annähernd und instinktiv dem nachzukommen, was gegenüber der Pflege eines jungen Tieres bis zu seiner „Selbständigkeit" die Abwartung (nur allein die körperliche!) eines Geschöpfes erfordert hätte, das zum „ersten Menschen" sich „entwickelte". Ein Geschöpf mit den Gaben hierzu ausgerüstet, hätte sich doch viel notwendiger erhalten müssen im Kampf ums Dasein, als daß es unterging, während minder begabte Tierarten erhalten blieben. Dieser Umstand giebt zu denken bei der apodiktischen Gewißheit, womit die Abstammung des Menschen vom Affen gelehrt wird, der nicht im stande wäre, auch nur ein paar Tage lang ein Menschenkind sachgemäß zu pflegen, geschweige es zu erziehen!

des Volkes, ja der Menschheit. Denke es weg, was du in deinem Leben an Segnungen, an Gaben und Kräften empfangen hast aus diesen organischen Gebilden, darauf hin die Menschheit angelegt ist, was dir daraus zugeflossen ist — packt dich nicht bei diesem Gedanken die „bange Furcht", vereinzelt dem Ganzen gegenüberzustehen? Und wolltest bloß immer empfangen und gar nichts gewähren und geben? „Immer strebe zum Ganzen; und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!" — oder wie unser Sprichwort sagt: „Alle für einen — einer für alle". All die andern, von der Jammergestalt, die unter die Räuber gefallen halb totgeschlagen am Wege liegt, bis zur Gesamtheit der Menschen all auf dem weiten Erdenrund, die sind das Objekt meiner Bestimmung, um ihretwillen bin ich da; all die einzelnen Menschenbrüder sind mein erweitertes Ich, wofür ich leben soll; all die Organisationen der Menschheit das Arbeitsfeld, das mein Wille zum Gutsein, umgesetzt in sittlich gute That, mit zu bestellen hat, der Gottesbau, dem ich als lebendiger Stein mich einzufügen habe. Mein Mitmensch, meine Mitmenschheit das Du, daran ich sittlich handelnd mich selbst erleben, mich selbst verwirklichen kann, soll, will. — Hier ein Reich des Guten selbst schaffend mit zu verwirklichen, ein Gottesreich, und Werte zu erzeugen,

die da bleiben in Ewigkeit, dazu bin ich da. So bezeugt mir's mein Gewissen. Dort suchen und ausgestalten mein Gottesebenbild, das ist mein Zweck, unwidersprechlich will's mein Wille.

Mich selbst fördre ich dadurch in meinem „wahren Menschentum", denn Uebung macht den Meister, That stählt die Kraft; die andern fördere ich in dem, was sie sein sollen, wahre Menschen, indem ich wahres Menschtum sie erfahren lasse. So erscheint die Frage müßig und überflüssig, ob Egoismus oder Altruismus unseres Wesens Grundzug sei: keiner von beiden, oder vielmehr beide miteinander als eins erkannt im Willen zum Guten. Darum faßte Sokrates die Idee des Menschen als καλοκἀγαθία, als die sittliche Schönheit des Menschen als Subjektes in einem verbunden mit sittlicher Güte gegen die Menschheit als Objekt: sittlicher Egoismus und Altruismus in einem. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut," sagt der Dichter. Versteh es wohl: edel an sich und in sich, hilfreich und gut — gegen die andern zugleich. Es sind die beiden scheinbar feindseligen Zwillingsgestalten, worein die Gottheit unseres Daseins Zweck entzweit hat, — zwei Seiten durchaus ein und derselben Sache — vom höheren Standpunkt aus gesehen. — — Sie stehen ja miteinander in Wechselwirkung, diese beiden scheinbar feindseligen Zwillingsgestalten, wie alles in der Welt

auf Wechselwirkung ruht, auf Aktion und Reaktion. Der Magnet zieht das Eisen an, nicht minder das Eisen den Magneten. Die Sonne trägt die Erde und das ganze Planetensystem und — umgekehrt. Verklärt die Sonne mit freundlichem Lichte die Erde zu einem Schauplatz und Wohnsitz des Lebens, das Leben der Erde verklärt auch wieder die Sonne, von der Blume an, die ihren unschuldsvoll schönen Blütenkelch der Mutter ihres Lebens wie einen Dankesblick zukehrt und ihr ersterbend Leben — ohne Hoffnung aufzustehen — der Ewigen zum Opfer bringt, bis zu dem Dankesblick des wiedergenesenden und dem Hoffnungsgruß des sterbenden Menschenkindes, die sich hinaufrichten zum Himmel, wo die Strahlende ihre Bahnen zieht; von dem schmetternden Liede der Lerche über der sommerlichen Flur, das der Leuchtenden droben entgegenjubelt, bis zu den höchsten Dankespsalmen menschlicher Dichtung, die es preisen, wie die Himmel rühmen die Ehre Gottes und ihre Königin im Strahlenkleide ihrer Herrlichkeit ihre Straße geht mit sieghaftem Heldenschritt. — Durch das gesamte Gebiet des anorganischen und organischen Lebens diese Wechselwirkung, dieses Füreinander-Sein, wie es Goethe im kindlichen Liede vom Bienlein und Blume dargestellt. Und Füreinander-Sein — sollte das nicht auch sittliche Aufgabe, Lebenszweck der

Menschen sein, daß sie in thatkräftiger Wechselwirkung des einen auf den anderen diesem Ziele sich näher ringen; ein Reich des Guten, Wahren, Schönen, echter Menschlichkeit untereinander zu bauen? Wir glauben es, wir halten allerdinge daran fest! — Allezeit jaget dem Guten nach, beide untereinander, schrieb Paulus schon.*) —

Und nun: Wie sollen wir uns thätig selbstverwirklichen in der Welt der Mitmenschen? Es ist bezeichnend, daß die vorchristliche Welt sich nicht über den Grundsatz erheben kann: „Was du **nicht** willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu."**) Griechische Philosophie und jüdischer Prophetismus***) sahen als sittliches Ideal wesentlich die Gerechtigkeit an in dem Sinne: Vergilt Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem. Wie haben sie sich abgemüht, den vollkommenen Gerechten zu — — ja zu beschreiben. Den Gerechten, der nicht gut scheinen will, sondern sein! Plato†) erkennt, damit der Gerechte bewährt sei in der Gerechtigkeit, müsse er, ohne Unrecht

*) 1 Thess. 5, 15.

**) Anders lautets freilich im Neuen Testament: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen." Matth. 7, 12.

***) Zuerst Amos 5, 24.

†) Staat, II, 4, S. 361, 362.

gethan zu haben, umkleidet sein mit allem Schein der Ungerechtigkeit, gefesselt, gefoltert, geblendet werden, und zuletzt, nachdem er alles Unrecht erduldet, noch aufgeknüpft werden, und müsse doch unverändert bleiben bis zum Tode, nicht der gerecht Scheinende, sondern Seiende. Es ist unschwer zu erkennen dasselbe Gesicht, dieselbe Gestalt, die uns hier erscheint im griechischen Philosophenmantel, als die uns entgegentritt bei Deuterojesaias*) im härenen Prophetengewande als der Todes-Unrecht leidende und doch gerechte Gottesknecht. — Freilich, konstruierte Vollkommenheit, gemalte Gerechtigkeit! Cicero**) nimmt auf Platos Bild des vollkommenen Gerechten Bezug, wenn er sagt, in den Sätzen der Philosophen werde auseinandergesetzt, wie man den vollkommenen Weisen und Gerechten sich zu — denken habe, wenn es — — nur irgend einmal jemanden derart geben sollte, und fügt sofort das Zeugnis seiner eigenen Erfahrung bei: quem adhuc nos quidem vidimus neminem***). — Ein Phantasiegebilde bloß nach allgemeiner Erfahrung der Alten.

Wir aber haben seine Herrlichkeit gesehen, wir kennen das leibhaftige Geschichtsbeispiel vollendeter

*) Jesaias 53.
**) Tuscul., II, 22, 51.
***) Wir sahen einen solchen bis jetzt nirgends.

Menschlichkeit, vollendeter Gerechtigkeit, — nein, vollkommener Liebe! „**Liebe** deinen Nächsten wie dich selbst," — diese sittliche Aufgabe stellt der vollkommene Gerechte — der einzige unter all den Menschenkindern! — unserem Dasein. Er selbst verwirklicht, sich aufopfernd Tag und Nacht für die andern, diese Aufgabe; sein Leben in der Liebe so viel als ein Nichtleben für die sonstigen Zwecke des Lebens, seine Liebe die „Verneinung des eigenen Lebens," Opfer — und er bleibt sich selber darin treu, übergossen mit Ungerechtigkeit und Schmerz und Schmach, treu bis zum Tode am Kreuz — Jesus Christus, die Person gewordene *καλοκἀγαθία* der Griechen, der Schönste und Beste der Menschen, der leidende Gottesknecht des Jesaias, das Abbild ewiger Gottesliebe, der Sohn Gottes. —

Ach dürfte ich jetzt meine Feder tauchen in Flammengluten heiligster Liebe und überwältigender Begeisterung, euch zu zeigen, wer er einst war und was er uns heute noch ist, wie wir alle ohne Ausnahme seiner versöhnenden und tragenden Liebe bedürfen, wie er das göttlich-menschliche Du ist, in dem wir uns selber allein finden können — ich darf es nicht: die nächsten Schriften dieser Reihe werden's euch bringen, besser als ich's vermöchte. —

Aber auf einiges laßt euch noch aufmerksam machen. So ist wohl auch für uns nicht Ge-

rechtigkeit, sondern Liebe des Gesetzes Erfüllung und unseres Wesens Vollkommenheit, wie er es vor uns gelehrt hat und gelebt, und nicht bloßes Füreinandersein das Ideal unseres Seins, sondern das Füreinander-aufgehen und Sich-opfern in der Liebe. Denn so wir lieben, die uns lieben, was thun wir Sonderliches? Thun's nicht ebenso die Zöllner und Sünder? Des Christen Wesen und Thun verzehrt sich in der Liebe, die eigene Selbstsucht überwindend, sich selber findend im Siege über sich selbst.

Wie kalt und herzlos ist doch der „monistische" Blick in die Welt und Menschheit. Blutiger, todbringender, herzzerreißender Kampf ums Dasein überall und immer wieder brutalster Egoismus des Willens zum Leben. Aber stellt euch einmal auf diesen Standpunkt einen Augenblick. Wer sind denn die Sieger darin? Nicht die Raubtiergestalten, die mehr und mehr verschwinden vom Erdball, die sanftmütig Dienenden, oft grausam Zerrissenen, als Opfer jener Bestien Hingeschlachteten sind's, die sich ausbreiten auf Erden und den Sieg über jene errangen. Gerade so hat noch nie der Wille zur Macht dauernde Erfolge errungen, sondern immer nur der Wille zur Liebe, zum demütigen Dienst, zum Opfer des eigenen Selbst. Ein geistiger und sittlicher Atavismus, eine ethische Rückbildung in längst vergangene, längst

überwundene Art, steht Fr. Nietzsches Herren- und Uebermensch, seine „blonde Bestie der anderen Rasse" in dieser Welt voll Liebe und gegenseitigen Dienens. Mag er's als eine Sklavenmoral brandmarken, es bleibt uns dennoch höchstes Ziel, die Himmelsaufgabe edler Menschlichkeit.

Der „Kampf ums Dasein" ist ja schließlich eine tote, hohle Phrase. Nicht dieses Gegeneinanderwüten, sondern das Füreinandersein erkannten wir als den Grundcharakter des Geschaffenen. Und dies Füreinander, wie oft ist's doch ein völliges Ineinanderaufgehen, bis zur völligen Neutralisation der Objekte! Unterschichten, Vorstufen der menschlichen reinen Liebe! In den chemischen Verbindungen u. a. m. diese Neutralisation der Objekte, ist sie nicht, wie alles Vergängliche, ein Gleichnis, ein Vorbild, daß in den sozialen und sittlichen Verbindungen der Menschen eine Neutralisation der Subjekte Ziel und Aufgabe ist durch die Liebe? Dieses Sichopfern-müssen im organischen Leben nicht wie ein Symbol, daß wir das Opfer unserer Selbstsucht zu bringen haben in reiner, edler Menschenliebe? — Sie ist unseres Wesens Kern, unsere Gottebenbildlichkeit. Denn die Liebe ist von Gott. —

Seht, Freunde, die Selbstsucht hat nie etwas Großes, Dauerndes zu stande gebracht, nur die Liebe. Selbstsucht zerstört, Liebe ernährt und ver-

klärt. Selbstsucht trennt, Liebe eint; Selbstsucht isoliert sich, Liebe schließt sich an. Sie ist das Band der Vollkommenheit, Grundzug unserer wahren Idee. Die Kraft, unser Ich zu wahrer Geltung zu bringen. Und sollte sie ein Opfer bringen müssen, 's wird ihr nicht zu schwer. Sie ist's, in der wir uns wahrhaft finden nach dem Vorbilde des hohen Meisters Jesus Christus. — — Freilich, Jesus — dieses geschichtlich reale Ideal in vollkommener Menschenliebe, vollendeter Menschlichkeit und Gottebenbildlichkeit in einem — treibt es nicht wie mit überweltlich geheimnisvollem Zwange, uns selbst damit zu vergleichen, uns selbst daran zu messen? Drängt es uns nicht die Frage heiß und glühend in die brennende Seele: wie weit sind wir dem Ziele unserer Bestimmung nahe? Oder was ist sonst aus uns geworden? Vor diesem Bilde der Gottähnlichkeit — wird's uns nicht ob der unseren bange? Ach, wenn wir nur nicht selbstverherrlichungslüstern, nicht berauscht von einem bloß gemachten Ideale unser selbst und einer bloß erdachten Vollkommenheit vor das in Jesus verwirklichte Menschheitsideal uns stellen, wenn wir uns messen wollen nicht nach unten: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute, Räuber, Mörder u. s. w." — sondern nach oben, nach dem geschichtlich gegebenen Wirklichkeitsideal, — weil wir denn einmal mit bei-

den Füßen im Leben stehen und nicht in den Wolken schweben, weil wir nicht ein theoretisch erdachtes Idealbild unser selbst haben, sondern eine praktisch zu verwirklichende Aufgabe — ehrlich gesagt: wer käme ihm gleich? Wer wollte angesichts dieser Persönlichkeit sagen: Ich brauche nicht mehr zu werden, was ich sein soll, weil ich's schon bin? —

Hand aufs Herz, Freunde, Brüder! „Auch bei dem besten Leben," wie manches, wie vieles war wohl von uns ganz schön und gut gedacht, aber recht herzlich schlecht gemacht! Wenn selbst ein Paulus sagen mußte: „Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte!" Und nun wir Pygmäen gegen diesen Geistesriesen! Welche Kluft zwischen dem, was wir sein sollen und sein wollen, und dem, was wir wirklich sind! — — —

Und nicht wie der Wettkämpfer in schnellem Laufe ringt um die Palme des Sieges: „Ich jage ihm aber nach, ob ich's ergreifen möchte, nachdem ich von Christo ergriffen bin" — schneckenhaft träge oft und langsam, strauchelnd und fallend, mühsam uns wieder erhebend, ringen wir uns weiter zum Ziele — wenn wir nicht gar trotzig, verzagt, verzärtelt abseits stehen bleiben von der Laufbahn! Welch mühsames Werden und Wachsen!

Und doch, je mehr ich's überdenke — ich lerne meinem Gott je mehr und mehr danken, daß er mich

nicht fertig und vollkommen in diese Welt hineingesetzt, sondern mich angewiesen hat aufs Werden und Wachsen, aufs Wachen und Beten, aufs Ringen und Kämpfen, aufs Fallen und Wiederaufstehen, bis ich mich fände durch Jesum völlig zu ihm und in ihm zum Ziele meiner himmlischen Berufung. Wie er mich hereinsandte in diese Welt, ohne daß ich ihn kannte und hatte, und mir *diese große Welt* mit ihrem Heer vergänglicher Freuden und ihrem Heere schmerzensreicher Leiden, mit ihrem Kausalitätszwang und ihrem Todesmoder als ein gewaltiges Du zuerst entgegenstellte, damit ich, *an ihr mich erlebend*, mit meinem nach Freiheit und Leben dürstenden Herzen *mich fände in ihm*, der Freiheit und Leben ist, so stellt er mir, damit ich nicht in erträumter Vollkommenheit und inhaltsleerem Seinswahn mich selber verlöre, noch in erdachter und erdichteter Tugend ins phantastische Reich leerer Einbildung mich jemals verflöge, *ein ebenso gewaltiges Du* entgegen, daß ich, mit diesem ringend und kämpfend um mein Leben, mich wiederum fände zu ihm als meines Lebens Grund und Ziel. Dieses Du — Luther nennt's den „alten Adam", ein andermal „des Teufels, der Welt und unseres Fleisches Wille" — *meine Selbstsucht* ist's, vererbte Anlagen zum Schlechten, verkehrter Wille zum Bösen, erworbene

Gleichgültigkeit gegen das Gute, verdorbene Kraft, die mich träge macht, und alles, was damit zusammenhängt, das Tier, an das mein Menschentum gebunden ist. Dies Du ist es, daran ich mich sittlich erleben soll. Hier steht es als das sittliche Material gleichsam, zu dessen Bearbeitung und Umwertung ich hereingestellt bin in dieses Leben. Dieser Kampf: der Kampf des Geistes wider das Fleisch, meines Menschen wider mein Tierisches, meiner Liebe gegen meine Selbstsucht, meines himmlischen Willens zum Guten gegen meinen irdischen Willen zum bloßen animalen Leben. Ihn ausfechten muß ich, diesen Kampf, daß sich stähle meine Kraft zum Guten im Sturm manch heißer Schlacht. Auch hier der Kampf der Vater der Dinge. — Durch mußte ich durch manche Sünde und Verirrung — so schmerzlich mir die Erinnerung an die empfangenen im Gewissen noch brennenden Wunden sein mag — damit ich deutlicher erkennen lernte meines Lebens Wert, Aufgabe und Ziel! Auch hier an meinem Gegensatz mußte ich mich selbst erleben, damit ich mich selber fände in meinem Gotte. Würde ich wissen ohne die Uebel und Leiden der Welt, daß Gott allein meines Herzens Friede und Ruhe ist? Würde ich erfahren, was meines Lebens Bestimmung ist, vollkommen zu sein, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist, — merkte ich's nicht am

schmerzensreichen Gegensatz dessen, was ich in Wahrheit soll und will? Mein Leben, mein Sinnenleben im Fleisch, muß ich mehr denn einmal verlieren, damit ich mein wahres Leben erkennen und gewinnen kann. Ingrimmigste Feindschaft stellt mir das Leben im Fleische entgegen, aber es entfacht dadurch die gespannteste Energie meines wahren Lebens im Geiste. So ist's Gottes Ordnung im sittlichen Entwickelungsgange der Menschheit. Er sei dafür gepriesen! Mensch sein heißt Kämpfer sein; Kämpfer sein heißt nicht immer Sieger sein, aber wissen den Kampfespreis, worum man kämpft! — Ganze Menschen wollen wir sein, aber wie Karl v. Gerok einmal gesagt hat: „Ganz werde ich nicht, wenn ich nicht einen Teil meines Wesens wegwerfe, oder auf einem Punkte stehen bleibe." So wollen wir denn kämpfen den Kampf, der uns verordnet ist! Fallen wir, werden wir überwältigt, sündigen wir, es ist menschlich, allzumenschlich! aber — Gott, der uns diesen Kampf verordnet, weiß, ob unsere Sünde bethätigte Kraft bewußten Willens zum Bösen war, oder zu schwacher, vielleicht nur irregeleiteter, irregehender Wille zum Guten; durch Jesum glauben wir an seine vergebende Gnade, die auch der Sünden Menge deckt. Fällt's uns zu schwer, — Gott, der uns in die heiße Schlacht berufen, kennt unser Vermögen; seine Kraft ist in den Schwachen mächtig,

durch Jesum wissen wir's im Volllichte des Glaubens: er führt alles herrlich hinaus. Der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen! Getrost und mutig bringen wir das Opfer, das von uns gefordert wird: das Opfer unserer Selbstsucht, die Kreuzigung unseres fleischlichen Willens; denn herrlich und groß ist das Ziel, das uns Meister Ekkehardt in das Wort bringt: „Von Selbstsucht leer sein, ist Gottes voll sein; wo die Seele von aller Selbstsucht und allem, was aus dieser entspringt, frei ist, da geht Gott, der die Liebe selbst ist, in seiner ganzen Fülle in sie ein." In ihm nur findet sie sich selbst. Darum sich selbst bezwingen ist der schönste Sieg — der segensreichste Sieg — der Sieg über die Selbstsucht des eigenen Herzens, das sich selber sucht und durch Kämpfen und Siegen sich selber findet in dem lebendigen Gott.

Aber wie Paulus sagt: „Es wird niemand gekrönt, er kämpfe denn recht!" so wollen wir, ringend um die Verwirklichung, Bewahrung und immer weitere Ausgestaltung unseres wahren Menschentums, im Lieben und im Kämpfen uns selber finden mit Gott, in Gott! — Denn auch im sittlichen Streben und Straucheln, Kämpfen und Wachsen bin ich nichts ohne ihn, nur eine Wurzel habe ich, nur einen Trost, nur eine Kraft, nur ein Ziel: den lebendigen Gott. Darum ja nicht von ihm weg,

nein, zu ihm hin, du Menschengeschlecht unserer Zeit!

Manches Welträtsel bleibt mittlerweile als ein nicht zu lösender Rest vor unsern Augen — aber in Gott löst sich das Rätsel der Sphinx, die Frage nach uns selbst: Gott, unseres Lebens Grund, unseres Lebens Inhalt, unseres Lebens Kraft, unseres Lebens Ziel, so finden wir uns selber in ihm, bis diese Kampfeszeit sittlicher Prüfung hienieden aus ist und der Vater droben spricht: „Komm wieder, Menschenkind! Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen." — — — —

Der Blick des Glaubens in Gottes selige Ewigkeit ist bis dahin mein Trosteslicht im dunklen Erdenthale, daß ich der seligen Verheißung des Vaters droben mich freue: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben; — mir getreu und dadurch treu dir selbst!" —

Auch darin täusche ich mich nicht, das ist meine Hoffnung, meine Stärkung auf dem Pilgerpfad und der Kampfeslaufbahn dieses Lebens. — — — —

Wo geh' ich hin? Ich frage nun so nicht mehr; denn du bist allezeit meines Herzens Trost und mein Teil — auch im heilig-schweren Augenblick, den sie den Tod nennen. Du hast uns geschaffen, o Gott, mit der Bestimmung zu dir, und unser Herz ist un-

ruhig, bis es Ruhe findet in dir! Du in uns und wir in dir — hier und dort. So gieb, daß wir uns allzeit finden und haben in dir, auf daß wir deine Kinder sind, du unser Vater, der du bist im Himmel!

Am guten Alten — in Treue halten.

Das gilt auch von guten Büchern, die noch nicht durch bessere haben ersetzt werden können.

Ein solches ist

Starck's Gebetbuch,

ein tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen.

Wo heute noch frommer Sinn und christliche Sitte in Familien zu finden ist, da ist auch zumeist der „Starck" anzutreffen. „Starck" ist wohl alt, aber nicht veraltet, weil er die fast nur aus der hl. Schrift geschöpften Gedanken und Worte schlicht und innig zu herzlichem Gebete verbindet.

Besseres kann niemals jemand als tägliche Seelenspeise darbieten.

Das hat Pfarrer Dr. Krone veranlaßt, den alten Starck in zeitgemäßer Bearbeitung, und mit einer Anzahl trefflich ausgewählter Predigten versehen, bei unterzeichnetem Verlage neu herauszugeben. Der Verlag hat seinerseits für eine würdige und gediegene Ausstattung Sorge getragen und hat den Preis so gestellt, daß die Anschaffung auch den wenig bemittelten Familien ermöglicht wird.

Der Preis ist 3.50 Mk. in reichverziertem Bande, 3 Mk. einfacher gebunden.

Verlag von Paul Waetzel in Freiburg i. B. und Leipzig.

Man verlange stets die **„Erste Neubearbeitung mit Predigten"**, herausgegeben von Dr. **R. Krone.**

Beurteilung:

Kein Gebetbuch aus alter oder neuer Zeit ist dem evangelischen Volke so teuer geworden und hat dessen Anhänglichkeit im Wechsel der Zeit so unveränderlich festgehalten, wie Johann Friedrich Starck's „Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen". Es findet sich in der Mietwohnung des Arbeiters in der Stadt wie im Bauernhaus und in der Fischerhütte, in allen Landstrichen der Erde, wo nur immer evangelische Deutsche wohnen. Uralte Exemplare vererben sich wie die alte Hausbibel von Geschlecht zu Geschlecht, und durch unsere christlichen Kolporteure wird eine neue Auflage um die andere im Volke verbreitet. Das „Starckebuch" ist vielen Tausenden ein sicherer Führer auf dem Lebenswege, ein treuer Seelsorger auf dem Krankenlager, ein bewährter Tröster auf dem Sterbebett geworden, und auch im neuen Jahrhundert wird es nach der heiligen Schrift und dem Gesangbuch einer der vornehmsten Pfleger des geistlichen Lebens des evangelischen deutschen Volkes sein. Darum ist es ein verdienstvolles Werk, daß dies unvergängliche Buch dem Erbauung suchenden Leser unserer und künftiger Tage in einer Gestalt vorgelegt wird, in der nichts Fremdartiges und Altertümliches die Erbauung stört und der unvergängliche Inhalt in einer dem Geschmack und Bedürfnis der Gegenwart entsprechenden Weise dargeboten wird. Mit zarter Schonung des ursprünglichen Textes und mit feinem Takte ist die Sprache des Buchs geändert worden, so daß es jetzt so redet, wie der fromme Verfasser geredet hätte, wenn er ein Kind unserer Tage gewesen wäre. Die neue Ausgabe zerfällt in zwei Teile und einen Anhang. Der erste Teil, der die Morgen- und Abendandachten, die Festandachten und die Abendmahlsgebete enthält, hat für den praktischen Gebrauch außerordentlich gewonnen durch zwei wesentliche Bereicherungen. Die bisherigen Ausgaben enthielten Morgen- und Abendgebete nur für eine Woche, der Herausgeber aber hat durch kluge Verwendung des von Starck gebotenen Gebetsschatzes Gebete für vier Wochen zusammengestellt, so daß eine viel größere Abwechselung möglich ist. Die andere Bereicherung besteht darinnen, daß der Herausgeber hinter jedes Sonntagsgebet und hinter jedes Festgebet eine Predigt gefügt hat. Die Predigten sind ausgewählt aus der klassischen Predigtlitteratur der christlichen Kirche. Augustin, Luther, Johann Arndt, A. H. Francke, Steinhofer, Claus Harms, L. Hofacker, Schöner und Wörner sind je durch eine oder zwei Predigten vertreten. Der zweite Teil enthält nach Starcks ursprünglicher Anordnung Gebete für Betrübte, für Kranke und für Sterbende und Gebete bei besonderen Gelegenheiten. Es wird kaum eine äußere oder innere Lage des christlichen Lebens geben, kaum eine Stimmung oder ein Bedürfnis, wofür sich nicht ein geeignetes Gebet in diesem Buche fände. Ein Anhang enthält Gebete für Frauen in gesegneten Umständen. Der Druck der Gebete enthält die wohlbekannten großen Lettern, durch die dieses Buch den Kranken und Alten treu bleibt, wenn ihre Augen für jedes andere Buch versagen. Aber auch der übrige Druck ist schön und deutlich, das Papier stark. Möge das Alte Buch in seiner neuen Gestalt in viele Häuser den Geist des Gebets tragen, den teuern Glauben unserer Kirche erhalten helfen und des evangelischen deutschen Volkes Freund und Tröster bleiben. A. Schmitthenner.

Ferner äußerst günstig beurteilt von: D. Willibald Beyschlag, D. Doll, Gotth. Knapp, D. Dryander, v. d. Chr. Welt, Protestant, D. Pfarrerblatt u. a. m.

Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01197 3262